Gebhard Karst

MUTTER ZEIGE MIR DAS LICHT





Mutter, zeige mir das Licht!

Erzählungen
aus dem Leben meiner kleinen
Schicksalsgefährten

von

Gebhard Karst

Selbstverlag Heimatstrasse 26, St. Gallen
1931

Zum Geleite

Heute gilt im Schrifttum die fremde Welt fast mehr als die Heimat. Der Leser will Unbekanntes, Niegeahntes sehen. Auch in diesem Büchlein lernt er eine fremde Welt erkennen. Ein Blinder, der innerlich sieht, eröffnet sie uns; er hat sie nicht erdichtet, diese Welt, er hat sie selbst erlebt.

Man möchte wünschten, dass recht viele Sehende die Bilder, die Gebhard Karst aus dem Leben der ewigen Nacht aufrollt, mit ihrer Seele schauen könnten. Wie tief und schlicht ist alles dargestellt! Ohne grosse Aufmachung lässt der Verfasser die Schicksale vor uns erstehen, und gerade um ihrer zwingenden Sachlichkeit und Treue willen bleiben sie in unserer Erinnerung haften, doch nicht in trostloser Düsterkeit! Nein! Der Glaube, der sich aus dem Dunkel ringt, umwebt die Bilder mit einem farbigen Glanz. Wir lesen und lesen und könnten über diesem Büchlein lernen, glücklich und glücklicher zu sein!

Solothurn. Josef Reinhart



Der Hühnervater

Nicht weit entfernt von dem Dorfe Grünenfeld liegt das Gehöft «Zu den zwei Weihern». Früher waren zwei waldumsäumte kleine Seen dort. Heute finden wir an ihrer Stelle fruchtbares Acker- und Wiesland. Ein kluger alter Bauer hatte vor Zeiten das Wasser der Seen abgeleitet und dadurch drei schöne Heimwesen für seine Söhne gewonnen.

Herrliche Obstbäume umgeben die Bauernhäuser. Im Frühling sieht es hier aus wie in einem kleinen Paradiese und im Herbste kann man sich an den verschiedenartigsten und schönsten Früchten gütlich tun.

Uns führte zufällig ein Ausflug in dieses kleine Paradies. Müde liessen wir uns auf der Bank vor einem der Häuser nieder. Meine Begleiter rühmten die Schönheit des weltverborgenen Fleckchens Erde. Der Bauer kam aus dem Stall, begrüsste uns und hörte lächelnd das Loblied an. «Hier muss man gewiss glücklich sein», riefen meine Begleiter aus. «Glücklich und nicht glücklich,» erwiderte der Bauer nachdenklich und wies dann auf einen Knaben, der neben der Scheune Holz sägte. «Dieser kann die Schönheit seines väterlichen Hofes nicht geniessen», sagte er und rief den Knaben herbei. Dieser näherte sich scheu und liess sich von seinem Vater zu uns führen. Ich ergriff die Hand des Bauernsohnes und nötigte ihn, neben mir Platz zu nehmen. «Du bist mein Leidensgenosse», sagte ich. «Leidensge-

nosse?», wiederholte er. «Auch meine Augen sind blind», erklärte ich und liess ihn dann meine dunkle Schutzbrille befühlen. Der Knabe machte ein erstauntes Gesicht. Bis dahin hatte er wohl geglaubt, er sei der einzige Blinde auf der Welt. Plötzlich kam nun einer, der sich als Schicksalsgefährte ausgab. Er drückte meine Hand unwillkürlich herzlicher, ein Gefühl der Brüderlichkeit hatte ihn ergriffen. Auch der Bauer stand verwundert da. «Was, sie sind auch blind! Wie kam es bei ihnen und was treiben sie nun?» stiess er hervor. Ich erklärte ihm, dass eine Krankheit mir als Kantonsschüler rasch und vollständig das Augenlicht geraubt habe und dass ich nun Korbflechter und Schriftsteller sei. «Und du, mein Freund wirst gewiss in eine Blindenschule gehen und später auch ein Handwerk erlernen?», fragte ich meinen Leidensgenossen. «Nein, wir können ihn nicht in eine Anstalt geben», antwortete der Bauer an seiner Stelle. Ich habe zehn Kinder zu ernähren und zu erziehen, das Heimwesen wirft nicht soviel ab, dass wir für Melchior jährlich ein bestimmtes Kostgeld bezahlen könnten». «Die Gemeinde und die Blindenfürsorge würden ihnen gewiss beistehen», wandte ich ein. Da richtete sich der Bauer stolz auf. «Nein, armengenössig will ich nicht sein», rief er. «Sie entrichten doch die Schulsteuer, die Gemeinde wird sich also moralisch verpflichtet fühlen, auch für die Erziehungskosten eines sinnesgeschädigten Kindes aufzukommen», entgegnete ich. «Das wäre schön», gab der Bauer zurück, «wenn ich nicht ins öffentliche Armenbüchlein geschrieben würde.» «Es tut mir sehr leid für meinen Schicksalsgefährten, denn, wenn er keine Schule besuchen kann, wird er seiner Lebtage den Sehenden gegenüber in dop-

peltem Nachteil sein», bedauerte ich. Der Bauer versetzte darauf: «Wenn die Aeltesten aus der Schule sind, werde ich Melchior vielleicht ein Handwerk erlernen lassen können.»

Die Bäuerin war aus dem Hause getreten und lud uns freundlich zu einer Tasse Kaffee ein. Wir durften uns jedoch nicht länger aufhalten, um noch rechtzeitig den Zug im Dorfe zu erreichen. Mein Leidensgenosse und ich drückten einander zum Abschied herzlich die Hände. «Lebewohl, Melchior, vielleicht hören wir uns wieder einmal», rief ich im Weggehen.

Wir setzten unsern Ausflug fort. Es ging durch den schönen Wald zum Dorfe. In Gedanken blieb ich bei Melchior zurück und auch später noch dachte ich oft an den Leidensgenossen im Gehöft «Zu den zwei Weihern».

*

Nach einigen Jahren brachte an einem Februartage ein Bauer seinen Sohn zu uns ins Blindenheim. Der Jüngling weinte laut wie ein Kind, als man ihn in den Speisesaal führte; ja er weinte noch mehrere Tage und Nächte hindurch. In der Anstalt gefiel es ihm nicht. Man hatte ihn in eine Welt gebracht, in der er sich nicht zurecht fand. Melchior fühlte sich seiner Freiheit beraubt. Bald begannen draussen die Vögel den Lenz auszukünden und flogen lustig und frei umher, er aber musste sich gewöhnen in der Schule aufzupassen und in der Werkstätte fleissig zu arbeiten. Wie eine Pflanze, die, wenn man sie mit den Wurzeln aus der Erde reisst und versetzt, sterbenskrank ihre Zweige zu Boden fallen lässt, so liess Melchior heimwehkrank den Kopf und die Arme hängen.

Bald war es mir möglich, sein Vertrauen zu gewinnen. Er erinnerte sich, dass wir uns einmal begrüsst hatten. Es tat ihm sichtlich wohl, einen Menschen in seiner Nähe zu haben, der das schöne Fleckchen Erde, auf dem er aufgewachsen, schon betreten hatte. Dieser Mensch konnte seinen Kummer einigermassen verstehen. Im Frühling gingen wir abends miteinander in den nahen Wald. Dort erzählte mir Melchior gerne aus seinem Leben.

Als er ungefähr 3 Jahre alt war, begann sein Augenlicht sichtlich abzunehmen. Wahrscheinlich hatte er nie gut gesehen. Mehr als andere Kinder seines Alters schlug er sich den Kopf an und flüchtete weinend an den Rock der Mutter. Niemand fiel es jedoch ein, dass Melchior nicht gut sehen konnte. Man mahnte ihn stets, besser auf seinen Weg zu achten. Der Kleine begriff jedoch diese Ermahnung nicht, blickte er sich doch fast die Aeuglein aus, um die bösen Hindernisse wahrnehmen zu können.

Seine Brüder krochen unter dem Wagen durch, kletterten auf die Heustöcke und sprangen lustig wieder hinunter. Jedesmal, wenn auch er einen Kriech- oder Kletterversuch machen wollte, stiess ihm etwas zu. Einmal fanden seine älteren Geschwister in einem alten Bienenkorb ein Hornissennest. Er stand bei ihnen. Die Gefahr übt einen seltsamen Reiz auf die Jugend aus. Wievielmal hatte man ihnen doch gesagt, dass drei Hornissen genügen, um einen Menschen und sieben, um ein Pferd zu töten. Mit Weidenrütchen drangen die Knaben ins Nest und störten die Hornissen auf. Wild stürzte ein ganzer Schwarm aus dem Korb und den fliehenden Kindern nach. Melchior strauchelte über einen

Stein und fiel hin. Eine wütende Hornisse setzte sich auf seinen Kopf. Der Kleine wollte das Insekt wegschlagen, da stach es ihn in den Arm. Rasch schwoll dieser an. Die Linderungsmittel konnten nicht verhüten, dass er viele Tage heftige Schmerzen hatte.

Von jetzt an suchte der Knabe eigene, ungefährliche Vergnügen auf. Vor dem Hause war ein Sandhaufen, in demselben konnte er nach Herzenslust mit den kleinen Händen herumwühlen, konnte für sein hölzernes Pferd einen Stall und eine Strasse bauen.

Wenn die Mutter ausging, hielt er sich rasch an ihrem Rocke fest und begleitete sie. «Aber, warum gehst du immer allein und nicht mit den Andern», fragte die Mutter eines Tages. «Weil ich Angst habe», gab der Kleine zurück. «Aber ein fünfjähriger Bub hat doch keine Furcht», sagte die Frau. Melchior begann zu weinen. Er merkte, dass zwischen ihm und seinen Brüdern ein Unterschied war. «Schau dort die vielen Vögel», rief die Mutter, um ihn abzulenken. «Wo sind Vögel?» «Dort auf dem Dache», erklärte die Bäuerin und wies mit der Hand hin. «Ich sehe kein Dach und keine Vögel», klagte der Knabe. Die Frau blieb wie angewurzelt stehen. «Wie, du siehst das Dach nicht?» Ein schrecklicher Gedanke fuhr ihr durch den Kopf. Fehlte es Melchior an den Augen? «Siehst du die gelben Blumen dort auf der Wiese?», fragte sie mit zitternder Stimme. «Nein, ich sehe keine Blumen», erklärte der Kleine. Da nahm ihn die Mutter auf ihre Arme und blickte in seine Augen. Sie entdeckte, dass dieselben nicht so klar und lebendig, wie die der andern Kinder in die Welt schauten. «Armer Melchior, schmerzen dich die Aeuglein?», forschte sie besorgt. «Nein», sagte dieser.

«Aber du siehst die Blumen und Vögel nicht?» «Nein», bestätigte der Knabe.

Einige Tage später wurde ein Arzt befragt. Dieser sprach von unheilbarem Sehnervenschwund. Vom Arzte ging man zu einem sogenannten Wunderdoktor. Dieser machte gute Hoffnung. Mit einem Oel mussten die Augenlider stets bei wachsendem Mond eingerieben werden; aber auch das half nicht. Die Krankheit schritt rasch voran und bald erlosch der letzte Lichtschimmer in den Augen des Kleinen.

Nun geschah aber etwas Eigenartiges. Die vielbeschäftigte Mutter konnte ihren Knaben nicht beständig hüten und die Geschwister liessen Melchior oft stehen und vergassen ihn. Der Knabe begann den Weg selbst zu suchen. Vorsichtig hielt er die Hände vor sich hin. Sein Gehör und Gefühl traten unwillkürlich für den fehlenden Sinn ins Mittel. Bald konnte Melchior durch das sogenannte Ferngefühl einen grösseren Gegenstand auf zwei bis drei Schritte Entfernung warnehmen. Dazu bildete sich das Orientierungsvermögen täglich besser aus. Er schlug den Kopf weit weniger an als früher. Damals hatte er sich auf sein unzureichendes Gesicht auf zwei bis drei Schritte Entfernung wahrnehmen. Dazu gezogen. Jetzt kroch auch er unter den Wagen durch und unternahm Entdeckungsreisen in Haus und Hof. Bald kannte er jedes Plätzchen und jeden Schlupfwinkel so gut, dass auch er am Versteckenspiel seiner Geschwister und Nachbarskinder teilnehmen konnte, ja es ging oft sehr lange, bis eine Hand ihn aus dem guten Verstecke zog. Melchior konnte herzlich lachen, wenn es ihm gelang, eines der Gespielen in einem Scheunenwinkel zu erwischen und triumphierend hinaus zu führen.

Während der Schulzeit blieb der blinde Knabe einsam auf dem Hof zurück. Melchior fehlte es nicht an Zerstreuungen. Wie rasch ging die Zeit um, wenn ihm beispielsweise die jungen Katzen Gesellschaft leisteten. Sie sprangen munter über seine Hände und nackten Füsse hinweg und fuhren gelegentlich auch mit den spitzen Krallen an seiner Nase vorbei. Das verstiess dann gegen die Regel jedes vergnüglichen Beisammenseins und er suchte die Kaninchen im alten Stalle auf. Dort hatte es Junge gegeben. Lange fahndete er nach dem Nest. Dieses war aber so gut verborgen, dass er es nicht finden konnte. Als Melchior aber eines Morgens in den Stall kam, sprangen die kleinen Kaninchen fröhlich herum. Eine lustige Jagd begann. Endlich hatte der Blinde zwei der kleinen Tiere auf seinen Armen und zeigte sie der Mutter. Die Kaninchen wurden immer zutraulicher und so wuchs seine Freude mit ihnen.

Im Garten wies die Bäuerin dem nichtsehenden Knaben ein Beet zur Bearbeitung an. Sie zeigte ihm, wie die Erde behandelt werden musste und wie die kleinen Samenkörner hinein gestreut werden. Mit Verständnis verfolgte er das Gedeihen der Pflanzen. Bald konnte der Blinde auch das Unkraut vom Gemüse unterscheiden. Sein Beet war stets von jedem Kräutchen, das nicht hineingehörte, gesäubert.

Auch die verschiedenen Obstbäume kannte er an der Rinde und den Blättern. Man hatte ihm erklärt, dass der Rand der Kirschbaumblätter gezahnt, derjenige der Birnbaumblätter gewölbt und die Apfelbaumblätter ganzrandig seien. Das nahm Melchior mit seinen Fingerspitzen deutlich wahr und er fühlte auch die Adern und übrige Beschaffenheit des Blattes.

Der Vater gesellte sich hie und da mit einem Arm voll Blumen und Gräsern zu ihm und erklärte dieselben. Mit Zärtlichkeit strich der Lichtlose über das Knäuelgras, über Espen und Klee, die der Bauer als gutes Futter für sein Vieh pries. Weniger behutsam behandelte er den Hahnenfuss, welchen man in den Wiesen nicht gerne sieht. Oft kam Melchior selbst mit einem Strausse Feldblumen: Salbei, Glockenblumen und Margeriten ins Haus und erbat die Beschreibung jeder einzelnen Blüte. Der Bauer hatte einige botanische Kenntnisse und übertrug dieselben nun auf seinen nichtsehenden Sohn. Melchior war bald kein Gräslein und Blümlein auf dem Felde unbekannt. Der Blinde lief nicht, wie so viele Sehende verständnis- und sinnlos umher. Alles, was seine Hände und Füsse berührten, erweckte sein Interesse und musste in seinen Bekanntenkreis einbezogen werden.

«Du Kaspar», sagte er zu seinem älteren Bruder, «weisst du wohl, wie wunderbar die Salbeiblüte eingerichtet ist. Schau, wenn das Insekt auf die vorstehende Lippe der Blüte fliegt, öffnet sich das Innere der Blume und ladet den Gast freundlich zu einem Trunke Nektar ein. Der Gast aber bringt den Blütenstaub auf die Stempelnarbe und befruchtet so die Blume.»

Auch die kleinen nützlichen und schädlichen Tiere im Garten und auf dem Felde lernte er kennen. Einmal kam er mit einer grossen Schnecke angelaufen, ein anderes Mal mit einem dicken Käfer. Ein Frosch spielte ihm einen bösen Streich. Er sprang über seine Füsse. Melchior verfolgte ihn. Der Frosch flüchtete sich in einen kleinen Bach und der erhitzte Jäger stürzte ihm nach ins Wasser. Der Nichtsehende kam mit nassen Kleidern und dem Schrecken davon. Nun war es aber

sein Erstes, sich die genaue Kenntnis des Bachlaufes zu verschaffen; denn es sollte ihm nicht mehr passieren, ein unfreiwilliges Bad zu nehmen.

Nachdem Melchior so ziemlich alles auf festem Boden kennen gelernt hatte, gelüstete es ihn, in die Höhe zu steigen. Er wollte wissen, wie der grosse Kirschbaum hinter dem Hause aussah. Kletterübungen wurden gemacht. Endlich gelang es, die ersten Aeste des Baumes zu erreichen. Achtsam stieg Melchior dann höher und höher hinauf. Der Stamm wurde dünn und bewegte sich hin und her. Jetzt wagte sich der Blinde nicht mehr weiter; er fürchtete aber auch das Hinuntersteigen. Eine grosse Angst packte ihn. Krampfhaft klammerte er sich an den Baum. Melchior schrie aus Leibeskräften. Ein Nachbar hörte ihn und eilte herbei. Der Vater kam aus dem Stall und die Mutter aus dem Hause gelaufen. Mit Entsetzen schauten alle zu dem schreienden Buben hinauf. «Wie kommt auch der Melchior auf diesen hohen Baum», rief die Frau. Der Bauer holte eine grosse Leiter. Diese fiel unter dem Blinden ins Geäst. Rasch stieg der Bauer empor. Die Andern hielten die Leiter fest. Dem Mann gelang es jedoch nicht, den Buben zu erfassen. Ratlos musste er wieder hinuntersteigen. Der Bub schrie aufs Neue. Da kamen seine ältern Brüder Kaspar und Balthasar von der Schule zurück. Als sie den schreienden Melchior oben auf dem Baume sahen, brachen sie in ein so unbändiges Gelächter aus, dass Melchior, von den Beiden angesteckt, ebenfalls mitlachte. Die Buben jedoch erkannten die Gefahr, in welcher ihr Bruder schwebte und schämten sich ihres Uebermutes. Flink kletterte Balthasar empor. Bleich vor Angst beobachteten die Eltern jede Bewegung ihrer

Buben. Jetzt nahm Balthasar einen Fuss des Bruders und setzte ihn auf einen untern Ast, dann kam der zweite. Anfangs folgte Melchior zaghaft, dann wurde er zusehends mutiger und so erreichten die Beiden glücklich den festen Boden. Die Eltern waren froh, ihren Buben gerettet zu wissen und sie nahmen ohne weiteres an, dass Melchior für immer von solcher Unternehmungslust befreit sei. Hierin irrten sie sich aber. Melchior wusste, dass er das nächste Mal ohne brüderliche Hilfe hinuntersteigen könne.

Man sprach so viel von Sonne, Mond, Sternen und Wolken. All das hätte der Nichtsehende gerne einmal befühlt. Einer seiner Brüder hatte ihm gesagt, dass man von den grossen Bäumen neben dem Hause auf das Dach gelangen könne. Vom Dache aus liessen sich vielleicht die Wolken mit den Händen erreichen. An einem regnerischen Tage erklomm Melchior einen der Bäume, und schwang sich von einem Aste auf das Dach hinüber. Vorsichtig untersuchte er die Beschaffenheit und Lage der neuen Umgebung. Auf allen Vieren bewegte sich der Lichtlose der Dachrinne entlang. Um einen sichern Anhaltspunkt zu haben, musste er dem Rande des Daches entlang gehen. Auf dem Giebel setzte er sich rittlings hin. Wie sehr Melchior auch die Hände ausstreckte, er konnte keine Wolke befühlen. Der Wind trieb nasse Nebelschwaden in sein Gesicht. Unten sagte der Vater zur Mutter: «Wo steckt nur der Melchior wieder?» Der Bauer ahnte nicht, dass sein blinder Knabe auf dem First des Hauses sass. Da es dem Nichtsehenden kein Vergnügen bereitete, noch länger auf dem nassen Dache zu sitzen, kroch er wieder langsam zur Rinne hinunter. Er war sich der grossen Lebens-

gefahr, in der er schwebte, nicht bewusst. Die Bäume streckten dem Knaben ihre Aeste entgegen. Wohlbehalten langte er unten an. Die Entdeckungsfahrt hatte ihn nicht befriedigt und so sann er an einem neuen Plan, um zu den Wolken zu gelangen.

Als er eines Abends die Nachbarin ausrufen hörte: «Wie schön steigt doch der Mond hinter dem Wald empor», entschloss er sich, mit einer Stange bewaffnet, in den Wald zu gehen, um den Mond zu suchen. Bis dahin war Melchior nie allein durch die Umfriedung des Hofes gegangen. Doch das musste einmal gewagt werden. Dabei spielte für ihn, den Blinden, die Dunkelheit keine Rolle.

Im Hause war es still geworden. Nur der Brunnen plätscherte und in den Wiesen zirpten die Grillen. Gemessen und bestimmt schlug die alte Schwarzwälderuhr in der Bauernstube die elfte Stunde. Die Uhr hatte etwas Würdiges in der Art, die Zeit anzukünden. Man musste auf sie horchen und überdenken, was sie zu sagen hatte.

Von der Laube her vernahm der Hund ein Geräusch. Er stand vom Boden auf, spitzte die Ohren und klirrte mit der Kette. Plötzlich begann er mit dem Schwanze zu wedeln und legte sich wieder hin. Melchior liess sich von der Laube hinab auf eine Scheiterbeige. Diese stürzte polternd zusammen und der Nichtsehende war schneller unten, als er gewünscht hatte. Der Hund gab nicht an, und so glaubte der Bauer, der Nachtwind sei draussen am Werke. Melchior verhielt sich eine Weile mäuschenstill und rieb die wundgeschlagenen Ellbogen. Darauf schlich er zum Wächter hin und streichelte ihn. Dieser schaute den Knaben verwundert an und machte Anstrengung, ihm zu folgen; doch der

Lichtlose wollte den Hund nicht mitnehmen, weil er mit seinem Gebell den Mond verscheuchen könnte. Hinter der Scheune befand sich eine lange Stange. Diese zog Melchior hinter sich nach. Ohne einmal anzustossen, ging es zwischen den Obstbäumen hindurch und dann querfeldein. Die Veränderung des Luftdruckes kündete ihm die Nähe des Waldes an. Der Blinde überstieg eine niedere Mauer und drang ins Gehölz ein. Dürre Aeste knackten unter seinen harten Fussohlen. Die dickste Tanne wurde ausgesucht; denn diese musste auch die höchste sein. Doch, wie sollte er nun mit der langen Stange emporkommen. Beide Hände hatte er zum Klettern und Tasten nötig. Melchior lehnte die Stange an den Baum. Im Nu sass er oben auf einem der ersten Aeste. Aus seiner Hosentasche zog er eine Schnur. Das eine Ende derselben wurde an der Stange, das andere hinten an seinen Hosenträgern festgemacht. Mit der hemmenden, schwankenden Stange erklomm der Blinde nun mühsam Ast um Ast. Er musste alle Energie aufbieten, um empor zu kommen. Schwere Seufzer entrangen seiner Brust. Seine Geschwister hatten es doch so leicht, sie konnten nur hinauf schauen und sahen den Mond, die Sterne und die Sonne; er aber musste so hoch emporklettern, um den Mond zu suchen und vielleicht liess er sich nicht finden oder nicht berühren.

Jetzt war er hoch genug gestiegen. Die Tanne bewegte sich hin und her. Mit einem Seil, das um seine Brust gebunden war, machte sich Melchior am Stamme fest. Dann verhielt er sich einige Augenblicke ganz ruhig und lauschte. Im Walde war es wundersam still. Das tiefe Schweigen weckte in ihm ein Gefühl der Ehr-

furcht. Leise sprach er ein kleines Gebet; dann löste er die Stange von seinem Hosenträger, zog sie langsam empor und schob sie hinauf zum Tannenwipfel. Ob der Mond aber gerade über diesem Baume stand, fragte er sich. Vielleicht musste er lange warten, bis er hier vorüberkam. Doch da stiess die Stange auf etwas. Es knisterte. Der Knabe erschauderte bis ins Innerste. Zum Glück war er fest gebunden. War das vielleicht der rauhe Bart des Mondes? «Lieber guter Mond», stammelte der Bub, «sei mir nicht böse; ich bin nur der blinde Melchior, welcher dich betasten möchte.» Keine Antwort kam von oben. War der Mond unfreundlich oder wirklich böse? Melchior fürchtete, dass jeden Augenblick über ihm eine tiefe unwirsche Stimme laut werde. Ja vielleicht sandte der Mond Blitz und Donner auf ihn nieder. Auf der ganzen Welt würde man es dann hören und ihn vor Gericht schleppen, weil er den Mond belästigt hatte.

Als es aber in der Höhe ruhig blieb, packte ihn die Neugierde wieder und er schob sachte die Stange empor. Da stiess sie an den beweglichen knisternden Gegenstand. Sie entglitt seiner Hand und fuhr geräuschvoll die Tanne hinunter. Melchior fürchtete, der ganze Wald erwache nun. Von einem nahen Baume flog ein Vogel auf. Dann wurde es aber wieder still. Auch der Mond, den er vielleicht im Bart gekitzelt hatte, sagte immer noch nichts. Vielleicht liess er sich daran zupfen, ohne zu schimpfen. Melchior fasste aufs neue Mut. Er löste das Seil von der Tanne und versuchte noch weiter hinauf zu klettern. Immer mehr bog sich der Wipfel auf eine Seite hin. Nun hörte der Blinde gerade über sich das eigenartige Geräusch. Er streckte die Hand aus,

fuhr jedoch blitzschnell zurück. Einen Augenblick besann sich der Knabe; dann griff er mit einer ruhigen Bewegung nach dem Gegenstande. Es waren Tannzapfen. Der Blinde hätte am liebsten laut aufgeschrieen, so enttäuscht war er. Entmutigt kletterte er hinunter. Drüben im Dorfe schlug es zwölf Uhr. Melchior wollte rasch nach Hause gehen; aber, o weh, er fand den Weg nicht mehr aus dem Walde. Es schien, die kleine Mauer, über die er in den Wald geklettert war, sei vom Erdboden verschwunden. Kein Anhaltspunkt war mehr da. Jetzt merkte der Knabe, dass es auch für einen Blinden nicht gleichgültig ist, ob er bei Tag oder bei Nacht ausgeht. Am Tage hätten ihm ein krähender Hahn, ein fahrender Wagen oder menschliche Stimmen die Richtung zum Hofe gewiesen; nun aber stand er im unendlich stillen Walde, wo er weder aus noch ein wusste. Immer unheimlicher wurde es ihm zu Mute. Plötzlich vernahm er aus der Ferne das Geheul eines Fuchses. Das war der Bösewicht, welcher die vorige Woche dem Nachbarn fünf Hühner geraubt hatte. Der konnte auch ihn anfallen. Der Knabe hob einen Stein vom Boden auf. Gar so leicht sollte es dem Fuchse nicht werden, den Melchior zu zerreissen. Der Blinde strauchelte über Wurzeln hin. Er wollte nicht mehr weiter im Wald herumirren und liess sich auf einem grasbewachsenen Plätzchen nieder. Tiefbetrübt dachte der Knabe über sein misslungenes Unternehmen nach. Ach, er wäre zufrieden gewesen, wenn sich ihm einer der vielen Sterne, ja bloss ein Sternlein, gezeigt hätte. Die Geschichte seines königlichen Namenspatrons fiel ihm ein. Die drei Könige konnten einem Sterne folgen und fanden den Heiland. Warum hatte man auch ihn «Melchior» genannt?

konnte er doch nicht einmal den blauen Himmel, geschweige denn einen Stern sehen. Wenn er wirklich einer der Könige wäre, könnten ihn Kaspar und Balthasar gar nicht brauchen, weil ihm das Augenlicht fehlte, um nach dem führenden Sterne Ausschau zu halten. Ja, ja, die Weisen aus dem Morgenland hatten es schön im Vergleich zu ihm. Doch, was hatte die Mutter immer wieder zu ihm und seinen ältern Brüdern gesagt?

Ihr müsst dem Jesuskindlein Gold, Weihrauch und Myrrhe schenken. Balthasar soll ganz besonders das Gold treuer Pflichterfüllung, Kaspar den Weihrauch des Gebetes und er, der blinde Melchior, die bittere Myrrhe des Leidens darbringen. Dann werdet ihr im Himmel einst neben den drei hl. Königen stehen», verhiess die Mutter. Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr es vernommen und in kein Herz ist es gedrungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. Also auch kein Auge hat die Schönheit des Himmels gesehen. Der Herr Pfarrer hatte ihm erklärt, dass kein Sehender die Herrlichkeit, welche ihn, den Nichtsehenden einst erwarte, hier wahrnehmen könne. Nun flüsterte er mit einem Gefühle innerer Zufriedenheit sein Abendgebet. Dabei versetzte er sich im Geiste neben König Melchior an die Krippe im armen Stalle:

«Liebes Jesuskind, dir opfere ich meine Blindheit und alle Mühseligkeiten, die sie mit sich bringt, als Gabe auf, zu deiner Ehre und zum Heile aller seelisch Blinden.»

Alle Angst hatte den Knaben verlassen. Er legte den Arm unter seinen Kopf und schlief friedlich ein. Jetzt blickte Nachtwächter Mond durch das Geäst und lockte ein paar kleine Falter herbei. In seinem

Lichte führten sie über dem Antlitz des Schläfers einen fröhlichen Tanz auf. Von Zeit zu Zeit liess sich einer der Falter auf einen grossen Fliegenpilz nieder.

Als der Tag sich ankündete, winkte der Mond dem Morgenstern. Dieser leuchtete über dem Haupte des Knaben, bis im Walde die Vögel zu singen, die Hasen und Rehe zu springen begannen.

Im Gehöft «Zu den zwei Weihern» entdeckte man am frühen Morgen, dass Melchiors Bett leer war. Die Geschwister riefen nach ihm und suchten ihn im ganzen Hof und bei den Nachbarn. Nirgends war er zu finden. Man fürchtete schon, der Blinde sei von herumziehendem Volke zu Bettelzwecken geraubt worden. Da fragte eines der Mädchen den Hund, ob er nicht wisse, wo der Bruder sei. Dieser winselte und riss an der Kette. «Du Kaspar, der weiss es ganz gewiss», rief Fides triumphierend. Sie löste die Kette und pfeilschnell schoss der Hund dem Walde zu. Er beschnupperte die hohe Tanne, stellte sich auf die Hinterbeine und blickte hinauf; dann umkreiste er den Baum und rannte weiter hinein ins Gehölz.

Plötzlich fühlte Melchior eine kalte Schnauze an seinem Gesicht. Er fuhr auf. War das der Fuchs? Da schlug Bless ein Freudengebell an. Rasch erinnerte sich Melchior an sein nächtliches Abenteuer. Er war unsagbar froh, dass der Hund ihn abholte. Nachdem er Bless dankbar begrüsst hatte, künpfte er eine Schnur an sein Halsband. Mit Geschicklichkeit führte das Tier den Blinden durch den Wald. Melchior hörte vom Hof her den Hahn krähen. «Der hätte zur Abwechslung einmal in der Nacht krähen können», brummte der Knabe. Vor der Mauer hielt der Hund an, damit sein Herr

nicht darüber fiel. Vom Hofe her eilten die Brüder entgegen und nahmen Melchior in ihre Mitte. Sie überhäuften ihn mit Fragen. Sie wollten wissen, was er im Walde getan habe, ob ihn wirklich Zigeuner geraubt hätten und wie er ihnen wieder entkommen sei. Melchior lächelte und verriet nichts von seinem Unternehmen; sie hätten ihn ja doch nur ausgelacht. Ja, diese Sehenden haben gut lachen. Als sie ihm aber mit Fragen keine Ruhe liessen, sagte er kurz: «Der Mond hat mich hinausgelockt.» Da lachten alle und die kleine Schwester rief kichernd: «Der Melchior sieht den Mond ja nicht.» Mit Hallo führten die Kinder den Knaben ins Haus. Der Vater nahm ihn mit ernster Miene in Empfang. Die andern Kinder mussten sich zurückziehen. Melchior war gewohnt, dass ihn der Vater mit gleicher Strenge erzog, wie seine Geschwister und wenn es nötig war, auch strafte. Der Bauer sagte sich, dass der Nichtsehende es doppelt nötig habe, zu einem willensstarken, aufrechten Manne erzogen zu werden, ihn erwarteten weit grössere und schwerere Kämpfe als die andern. Melchior fürchtete also, gestraft zu werden. Trotzdem erzählte er mit kindlicher Offenheit sein Abenteuer. Die Augen des Bauern wurden feucht. Er konnte dem Knaben nicht böse sein. «So etwas darfst du nicht mehr tun», sagte er mild und fuhr ihm mit der schwieligen Hand über den Scheitel. Darauf suchte er dem Blinden nahe zu bringen, dass Sonne, Mond und Sterne, wie unsere Erde Himmelskörper und für uns unerreichbar sind.

·

In den nächsten Tagen konstruierte der Bauer ein primitives, aber für den Nichtsehenden sehr anschauli-

ches Modell des Sternensystems. Das leuchtete Melchior ein und nun lachte er selbst über seine Mondexpedition.

Wenn sie abends vor dem Hause sassen, liess er sich die Stellung der Gestirne erklären, und bald kannte er den Sternenhimmel besser als viele Sehende.

*

In einem Bauernhofe gibt es vielerlei Arbeit, die ein Nichtsehender ausführen kann. Melchior lernte Holz sägen und spalten. Er drehte die Futterschneidmaschine und beim Mosten die Obstmühle. Auf dem Felde folgte der Blinde den Schnittern und band die Garben kunstgerecht. Beim Heuladen stand er oben auf der Fuhre. Einmal hatten sie kurzes Emd. Eifrig verteilte Melchior das emporgebotene Futter. Plötzlich verschwand er. Die Fuhre fiel auseinander und der Blinde sass lachend auf dem leeren Wagen.

Oft ritt er auf dem Pferde vom Felde nach Hause und brachte es in den Stall.

Nach und nach merkte Melchior, dass ihn seine Brüder zum Aschenbrödel machen würden, wenn er nicht vorsichtig war. Sobald er nämlich eine Arbeit getan hatte, hiess es nachher immer, das kann der Melchior tun; wir haben keine Zeit. Aus diesem Grunde lernte er das Melken und Füttern der Kühe nicht. Melchior wusste, sobald er damit anfinge, würden die andern an den Sonntagen fröhlich ausziehen und ihm die Besorgung des Viehes überlassen. Nein, melken und füttern lernte er nicht. Als Blinder muss man schlau sein, um nicht benachteiligt zu werden.

Im Hühnerhofe war der Nichtsehende sozusagen Alleinherrscher. Das Geflügel hatte man seiner Obhut übergeben. Seine grösste Freude war es denn auch, sich

mit den Hühnern zu beschäftigen. Natürlich fühlte er sich als kleiner König in seinem Reiche. — Wie tut es doch dem Menschen wohl, wenn er etwas regieren kann und sei es auch nur ein kleines Hühnervolk. — Melchior pflegte einen verständnisinnigen Umgang mit seinen geflügelten Untertanen. Durch den öftern Verkehr mit ihnen lernte er die Sprache der Hühner so gut kennen, dass er nicht nur ihre Wünsche verstand, sondern sogar jedes einzelne Huhn an der Eigenart seiner Stimme erkannte. Jedem seiner Untertanen gab Melchior einen Vogelnamen. So nannte er ein Huhn die Amsel, weil in seinem Gegacker etwas melodisches lag, ein anderes Finkin, weil seine Stimme etwas Frisches hatte; eine ältere heisere Henne wurde mit Krähe bezeichnet usw. Natürlich kannten die Hennen auch ihren Herrn und sammelten sich achtungsvoll und vertraulich um ihn, wenn er im Hühnerhof erschien.

Besondere Sorgfalt widmete der Blinde der Heranzucht von jungem Federvieh. Die Bruthennen hatten im Keller ihre Nester. Bevor er einem Huhn die Eier unwiderruflich übergab, wurde es mit Strenge in Bezug auf seine Tauglichkeit und Ausdauer geprüft. Die ersten zwei bis drei Tage nahm er die Henne immer wieder von den Eiern weg und schickte sie hinaus. Kehrte sie dann nach einer Viertelstunde nicht auf ihren Posten zurück, so wurde sie wegen mangelndem Pflichtgefühl ihres Amtes enthoben. Den getreuen Bruthühnern liess er eine sorgsame Pflege angedeihen. Es gibt bekanntlich Hennen, welche die Eier nie verlassen und am Ende verhungern würden. Deshalb nahm er jeden zweiten Tag die Brütende von den Eiern weg und brachte sie ins Freie, damit sie sich einen Kropf voll Nahrung holen

und einige Freiübungen machen konnte. Nun durfte die Henne bis zu einer Stunde wegbleiben, ohne dass es der Brut schadete. Sobald sie Einlass begehrte, stand Melchior zu ihren Diensten. Er schaute nach, ob sie sich richtig auf die Eier setzte.

Nach vierzehn Tagen wurden die Eier untersucht. Er schüttelte sie und stellte mit Sicherheit fest, wenn eines faul war. Mit Spannung erwartete der Hühnervater — so nannten ihn die andern im Scherz — den zwanzigsten und einundzwanzigsten Tag. Dann nahm er achtsam Ei um Ei unter der brütenden Henne hervor. Sein Antlitz leuchtete, wenn er mit seiner Hand einem ausschlüpfenden Küchlein begegnete.

Zeigte die Schale des Eies einen zarten Riss, wusste er, dass das Küchlein sie bald durchbrechen werde. Er nahm das Ei ans Ohr und lauschte. Oft pfiffen die Kleinen schon zwei bis drei Tage vor dem Ausschlüpfen. Hie und da vermochte das zarte Schnäbelchen die Schale nicht zu öffnen, weil sie zu dick war. Mit grösster Sorgfalt zerbrach dann der Hühnervater das Ei. Er wusste genau, wo das Küchlein sein Köpfchen hatte und öffnete die Schale auf der Längsseite gegen die Spitze hin. Es kam vor, dass an einem Küchlein die Haut des Eis klebte. Es sah aus, als ob das Hühnchen ein Hemdchen trüge. Melchior hütete sich, dieses Kleidchen wegzureissen; denn er hätte damit das zarte Körperchen verletzen können. Die Haut verdorrte und fiel dann von selbst ab. Die Hähnchen unterschied er von den Hühnchen am stärkeren Piepsen.

Als Melchior einmal zwei Gluckhennen hatte, teilte er der einen sämtliche Hähnchen, der andern die Hühnchen zu, um festzustellen, ob ihn sein Gehör nicht

getäuscht habe. Und wirklich, nach einigen Wochen spazierte die eine Henne mit einer rotbekämmten, ritterlichen Schar, die andere mit bescheidenen Hennelein herum. Spass machte ihm einmal eine besondere Sorte seines Federviehs, bei der zuerst die Hühnchen die Schwanzfedern bekamen, während sich die Hähnchen mit dem roten Kamme und einem armseligen kurzen Fräckchen lange Zeit begnügen mussten.

Eines Abends hatte Melchior einen grossen Verdruss. Eine Gluckhenne war mit den Küchlein ins nasse Gras gegangen. Fünf lagen mit starren Gliedern tot am Boden. Ein paar grosse Tränen rollten über die Wangen des Hühnervaters. Einige Tage später — die Familie sass beim Essen — überraschte der Fuchs die Hühner auf dem Felde. Melchior vernahm das Geschrei und rannte hinaus. Von seiner lieben Amsel mit der melodisch gackernden Stimme lagen nur noch einige Federn umher. Der Blinde ballte die Faust gegen den Wald: «Du Bösewicht, dir kommt es zu statten, dass ich blind bin, es ginge dir sonst schlimm!»

Einmal las der Vater ihm vor, in Amerika erfreue eine Frau ihre Hühner mit Musik und fördere damit den Eierertrag. Der Bauer schüttelte ungläubig den Kopf und lachte; Melchior dagegen wollte einen Versuch unternehmen. Einer seiner Brüder erstand ihm eine kleine Handharmonika, auf der man ohne Vorübungen spielen konnte. Auf der einen Seite des Instrumentes waren drei Reihen Knöpfe für die Melodiestimmen und auf der andern Seite zwölf Knöpfe für die Bässe gemalt, nur gemalt. In Wirklichkeit musste man nur den Blasbalg ziehen und die Harmonika spielte. Schon am frühen Morgen, der Hahn hatte kaum zu krähen

begonnen, erklang im Hühnerhof die Musik. Verwundert gesellten sich die Hühner zu dem Spieler, drehten die Köpfe nach links und nach rechts und gackerten ganz vergnüglich. Der Hahn flog auf einen Zaunpfahl und schmetterte jedesmal, wenn das Lied zu Ende war, ein stolzes Kikeriki hervor. Da das Instrument nur die Melodie spielte, brummte der Knabe den Bass dazu und hie und da sang eine frische Mädchenstimme den Alt.

Einige Tage hatte Melchior fleissig gespielt; doch die Hühner legten nicht zweimal im Tag. Es schien ihm, das Geleier nehme ihnen eher den Appetit und somit die Lust zum Suchen der Nahrung. Nach und nach verliessen sie auch den Spieler und entfernten sich soweit wie möglich von der Musik. Noch nach Monaten tönte es wohl in ihren Hühnerohren: «Alle Vögel sind schon da» und «Der Gugger het geschraua, der Mai sig cho.» Melchior sagte sich, dass es zu solch einem Unternehmen wahrscheinlich auch amerikanische Hühner brauche und er legte den Leierkasten weg.

Den Erlös aus dem Hühnerhofe legte der Bauer für die berufliche Ausbildung seines blinden Sohnes auf die Seite. Als dieser fünfzehn Jahre alt war, hatte man das Geld beisammen, um ihn in eine Blindenanstalt schicken zu können.

Dem Blinden tat es nicht nur weh, seine Angehörigen zu verlassen, sondern es schmerzte ihn auch, von den Hühnern Abschied nehmen zu müssen. Er wusste, dass niemand so gut für sie sorgen würde, und das tat ihm leid für seine Pfleglinge. Vor der Abreise gab er noch verschiedene Anordnungen und hielt seinen Untertanen eine rührende Abschiedsrede. Verstohlen

lauschte die Schwester. Endlich rief sie scherzend: «Soll ich deinen Hühnern Taschentücher holen, damit sie die Tränen trocknen können?» «Mach, dass du fortkommst! Heute verstehe ich keinen Spass», rief der Bruder. Mit tiefem Ernste fuhr er dann in seiner Ansprache fort, so dass der Schwester plötzlich der scheidende Melchior und die Hühner leid taten. Die Hennen senkten die Köpfe und gaben keinen Laut von sich. Erst als der Wagen mit ihrem treuen Herrn fortfuhr, flog der Hahn auf das Dach des Hühnerstalles und rief ihm im Namen seines Volkes ein kräftiges Kikeriki nach.

*

Als Melchior im Blindenheim in den Speisesaal geführt wurde, vernahm er viele menschliche Stimmen, nirgends aber das vertrauliche Gackern eines Huhnes. Das trug nicht zuletzt dazu bei, seine Heimwehtränen zum Fliessen zu bringen.

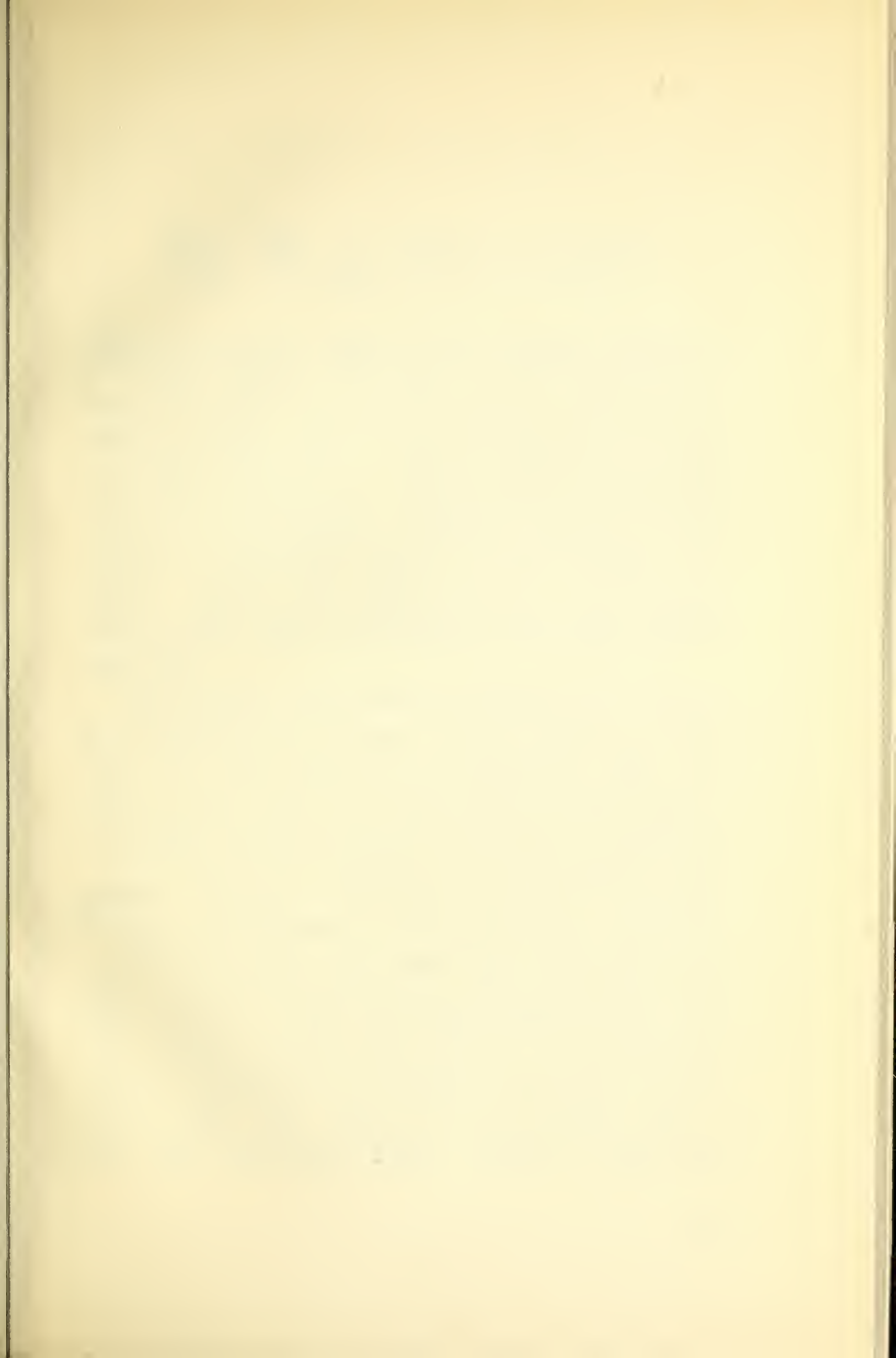
In der Fortbildungsschule konnte er anfänglich gar nicht oder nur mit Mühe dem Unterrichte folgen; es strengte seinen Kopf an, längere Zeit gezwungenerweise über etwas nachzudenken. Zudem sollte er in kurzer Frist erlernen, soweit dies überhaupt noch möglich war, was andere sich durch jahrelangen Schulbesuch angeeignet hatten. Bei seinen Kameraden galt der Analphabet für weniger gescheit als sie, bis er ihnen bewies, dass er über manches in Gottes freier Natur Bescheid wusste, wovon sie keine Ahnung hatten.

Auch die Arbeit in der Werkstätte sagte ihm anfänglich nicht zu. Oft vergass er sich und lauschte dem Gesange der Vögel, der durchs offene Fenster drang oder er sog den süssen Duft der nahen blühenden Bäume

begierig ein. Mit unwiderstehlicher Macht zog es ihn oft hinaus in die freie Natur. Weg und Steg in der Umgebung waren ihm bald vertraut. Wie einst zu Hause unternahm er auch im Blindenheim Entdeckungsreisen auf festem Boden und in schwindliger Höhe.

Im Winter kam Melchior auf die Idee, eine Röhre der Zentralheizung, welche durch seinen Schrank führte, als Brutapparat zu benützen. Mit einem Ei machte er den ersten Versuch. Dem Heizer empfahl der Hühnervater, so nannten sie ihn auch scherzend im Heim, die Heizkörper stets gleichmässig warm zu halten. Schon träumte Melchior von dem Hühnlein, das nun ausschlüpfen würde; aber nach vierzehn Tagen musste er feststellen, dass das Ei faul geworden war. Wenn es in seiner Macht gelegen hätte, würde er den Heizer wegen Nichtbefolgung seiner Vorschriften sofort entlassen haben.

Der zarte Flaum unter Melchiors Nase entwickelte sich allmählich zu einem Schnurrbart und auch in seinem Denken wurde der Blinde immer männlicher. Im Heim hatte er einen kleinen Eierhandel begonnen und versorgte die umliegenden Häuser mit den willkommenen frischen Gaben seines väterlichen Geflügelhofes. Der gute Absatz führte ihn auf die Idee, nach Abschluss seiner Lehrzeit zu Hause den Hühnerhof zu vergrössern und nebenbei Körbe zu flechten. Und wirklich, an einem schönen Tage nahm Melchior glücklich Abschied von uns und kehrte zurück in sein kleines Paradies.





Ihr Berge lebt wohl!

Noch waren die Berge in den dunkeln Mantel der Nacht gehüllt. Sie glichen ernsten schweigsamen Riesen, die düster in die Zukunft schauen. Nur über ihre weissen Häupter ging ein zarter Lichtschein. Aurora sandte ihren Herold aus. Dieser entfaltete seine lichtfunkelnden Schwingen. Langsam glitt der dunkle Mantel von den Schultern der Riesen. Plötzlich zog der Herold sein blitzendes Schwert aus der Scheide. Rotgolden leuchteten die Bergspitzen und auf feurigem Wolkenschiff segelte der Siegesbote des Tages über die Alpen hin.

Im Städtchen, das unten im Talkessel liegt, begann das Frühglöcklein zu läuten. Bald erklang auch der Ruf eines Hornes durch die morgendliche Stille. Aus einem Fenster, nicht weit vom Obertor, blies Luzi, ein rotwangiger Knabe, mit voller Kraft in ein Ziegenhorn.

Nachts hatte das Blasinstrument neben ihm im Bette gelegen. Er wollte am Morgen als Erster das schöne Wetter zur Maiensässfahrt der Schulkinder verkünden.

Aufs Neue blies er in sein Horn. Jetzt kam auch schon Antwort aus einer andern Gasse auf seinen Ruf. Bald ertönten von allen Seiten die Maiensässhörner und eine Trommel wurde frisch gerührt. In den Häusern wurde es lebendig. Flink schlüpften die Kinder aus den Federn, selbst beim schlimmsten Siebenschläfer gab es heute kein «Ach und Weh». «Juhui, es geht aufs

Maiensäss», jubelten Knaben und Mädchen. Sogar die Erwachsenen kam eine Lust zum Jauchzen an. In ihnen erwachte die Erinnerung an die glückselige Kinderzeit mit den frohen Maiensässfahrten.

Luzi rannte mit seinem Ziegenhorn ins Zimmer der ältern Schwester. «Marieli, auf dem Tannenboden wirst du heute das Schneewittchen und ich werde ein Zwerglein sein, juhui» rief er. «Aber Luzi, mache dich doch zum Gehen bereit; du bist noch nicht gewaschen und noch nicht fertig angekleidet», sagte die Schwester. Der Knabe sprang in sein Zimmer zurück und fuhr sich mit dem Waschlappen ein wenig über die Augen und Wangen. In der Küche erwartete ihn die Mutter. Sie nahm das schlechtgewaschene Bürschchen unter den Wasserhahnen. Das setzte ein Zetergeschrei ab.

Während die beiden Kinder ihr Frühstück einnahmen, packte die Mutter den Rucksack fertig. «Vergiss Zucker und Zimmet nicht», mahnte Marieli. «Und mir gib eine grosse Tasse mit, in die recht viel Nidel hineingeht», rief Luzi und wischte sich die letzte Träne weg. Der Knabe sprang vom Stuhle auf. «Bub, iss doch dein Brot fertig, so eilt es nicht», sagte die Mutter. Doch der Kleine war nicht mehr zurück zu halten. Schon hatte er sein Ränzlein auf dem Rücken, das Horn umgehängt und den Bergstock in der Hand. «Lebwohl Mutter», rief er und polterte die Treppe hinunter. Auf der Gasse angekommen, blies er aus Leibeskräften in sein Ziegenhorn. Marieli gab der Mutter einen Abschiedskuss und eilte dem Bruder nach. «Pass mir ein wenig auf den Buben auf, damit ihm nichts geschieht», mahnte die Frau.

Auf dem Schulplatz sammelten sich die Kinder. Trommeln wirbelten, Hörner- und Freudenrufe erklangen. Die Knaben prahlten mit den Kappennägeln an den Schuhen und mit der langen Eisenspitze am Bergstock. Die Mädchen öffneten die Rucksäcke und zeigten einander den Proviant. Das eine oder andere hatte auch schon braune Schokoladenlippen. Luzi aber rühmte sein Ziegenhorn als das Beste der Maiensässhörner. Er hatte es nach den letzten Ferien vom Oberland mitgebracht. «Durch Schluchten und Täler wird es dann erst recht laut ertönen», erklärte er einem Freund.

Zwei der ältern Knaben schlichen hinter das Schulhaus. Sigisbert zeigte Peter eine kleine Flobertpistole, die er im Rucksack verborgen hatte. «Mit der wollen wir dann pülvern, dass es von den Felswänden widerhallt», sagte er begeistert.

Vom Schulplatz ertönte das Zeichen zum Abmarsch. Die Trommler stellten sich an die Spitze des Zuges, ihnen folgten die grossen Knaben und dann die grossen Mädchen; den Schluss bildeten die jüngsten Schüler. Die Knaben schwenkten jauchzend ihre Mützen und die Mädchen ihre bunten Kopftücher. Aus den Fenstern der Häuser winkte man ebenfalls. Fröhlich ging der Zug durch die Gassen der Stadt und zum Obertor hinaus. Die Knaben und Mädchen stiegen den Sonnenhügel hinauf. Bald ertönten die ersten Rufe aus dem Buchen- und Tannenwalde. Munter setzten die Buben über die Tannenwurzeln, die wie Schlangen über den Weg lagen, hinweg. Mit den beschlagenen Stöcken schlugen sie Funken aus den Steinen. Luzi kletterte die steilen Weg-

kürzungen hinauf, um ja als einer der ersten auf dem Maiensäss zu sein.

Durch die Tannenwipfel lachte der blaue Himmel und da, wo sich der Wald etwas lichtete, brannte die Sonne heiss auf die Köpfe der kleinen Bergsteiger. Einige hatten kühlende Huflattichblätter in die Mützen gelegt.

Der Kuckuck rief und dann und wann entdeckte einer der Knaben einen Raubvogel, der durch die Lüfte flog. Unter einer Gruppe von jungen Tannen blühte duftender Waldmeister und an einem feuchten Hange standen grosse weisse Spiräen. Von weither erklang das Läuten der Herdenglocken. «Hört ihr die Kühe vom Tannenboden,» rief Luzi. Mit neuem Mute begannen die Buben auszuschreiten. Endlich schimmerte eine grüne Wiese durch den dunklen Tannenwald. Bald standen denn auch die Ersten auf der Weide und hielten Ausschau nach der Hütte. Luzi nahm sein Horn an den Mund und verkündete dem muntern kleinen Volk, welches den Wald bis weit hinunter belebte, dass sie am Ziele angelangt seien. Trommeln und Hörner sandten die Kunde weiter bis zu den letzten Nachzüglern.

Die grössern Knaben hielten kurze Rast. Dann stiegen sie weiter hinauf bis zur Waldgrenze, wo die Tannen vereinzelt stehen und mit grossen grauen Bärten behängt sind. Grüne Heidelbeer- und Preiselbeerstauden lugten da und dort zwischen Steinen hervor. Von einer Blume hoch oben auf einem Felsen flog ein herrlicher Schmetterling auf. «Das ist ein Schwalbenschwanz», rief ein Lehrer. Einige der Knaben

jagten dem Sommervogel nach. Dieser entfloh jedoch in den blauen Aether.

Die ersten Alpenrosenbüsche zeigten sich. Noch ein steiler Abhang wurde erklommen und vor den Augen der Bergsteiger breitete sich eine grosse Alpweide aus. Der würzige Duft der Blumen erfüllte die Luft. Dunkle Männertreu, Anemonen und Orchideen zierten die grüne Matte.

Sigisbert blieb mit Peter hinter einem Felsblock zurück. Er nahm die Flobertpistole aus dem Rucksack. Eine innere Stimme warnte ihn vor dem Gebrauch der Waffe, doch er achtete nicht darauf und lud sie. Plötzlich erscholl der Ruf: «Alpenrosen». Das wirkte magnetisch auf die Zurückgebliebenen. Die geladene Pistole flog in den Rucksack zurück und im Laufschritt ging es zu den Alpenrosen. Mit Taschenmessern schnitten die Buben die Blumen von den Büschen. Sigisbert kam zu einem Strauch mit schneeweissen Blüten. Er pflückte einen grossen Strauss der seltenen Blumen. Ein Lehrer trat herzu und mahnte die Knaben, die Blumen zu schonen.

Unten auf dem Maiensäss waren nach und nach alle Kinder angekommen. Die grössern Mädchen suchten im niedern Gehölz Erdbeeren. Aus grünen Lärchenzweigen wurden Körbe geflochten und diese mit tiefblauen Enzianen, mit Alpenveilchen und Vergissmeinnicht und Dotterblumen gefüllt. Auf einer Bank bei der Hütte sass ein armes Mädchen und wand aus Moos und zierlichen Katzenpfötchen Kränzchen. Einige Buben und Mädchen kauften die Kränzlein und liessen sich dieselben auf ihre Mützen und Hüte nähen.

Die Lehrerinnen führten mit den Kleinen hübsche Reigen und lustige Spiele auf.

Gegen Mittag kehrten die grossen Knaben mit schönen Alpenrosensträussen zurück. Der kleine Luzi, welcher sich ihnen angeschlossen hatte, hielt triumphierend ein Frauenschühlein in der Hand. Er steckte die in der Gegend seltene Blume in Marielis Korb.

Von der Hütte ertönte ein Zeichen. Die Kinder sammelten sich in Gruppen. Unter der Küchentür erschien eine Lehrerin mit einer grossen Schüssel Nidel. Ein hundertstimmiger Freudenruf erklang. Bevor die Schlagsahne in die dargebotenen Tassen geschöpft wurde, ermahnten die Lehrerinnen die Kinder, nach dem Genusse kein Wasser zu trinken. Zucker und Zimmet, ja selbst einige köstliche Erdbeeren wurden der Sahne beigegeben. «He Joggeli, du hast deine roten Wangen weissgetüncht und schaut dort, s'Kathrinli hat sein Näschen in den Nidel gesteckt», rief eine Lehrerin. Alle lachten. Einer der Kleinen klatschte belustigt in die Hände und liess dabei Tasse und Löffel fallen. Wie er aber die Tasse mit dem süssen Inhalt die Halde hinunterrollen sah, drangen aus den Augen, die eben noch in Freude gestrahlt hatten, grosse Tränen. Ein Knabe brachte die Tasse zurück und die Lehrerin füllte sie aufs Neue.

Nach dem Essen sangen die Kinder aus voller Kehle!

> S'Schwyzerländli ist nu chli
> aber schöner chönn'ts nid sy!
> Gang i d'Wält so wyt du witt
> schönri Ländli git's gar nit!

Ein Lied folgte dem andern. Die Liebe zur Heimat und das reine ungetrübte Glück der Jugend kam in den Gesängen zum Ausdruck.

Der Nachmittag brachte den Kindern eine grosse Ueberraschung. Auf einem idyllischen Waldplätzchen wurden lebende Bilder aus Grimms Märchen aufgeführt. Den Hintergrund bildete der Tannenwald. In der Lichtung standen einige Lärchen und auf den Boden hatte die Natur einen Teppich aus grünem Moos ausgebreitet. Auf einem grossen Stein sass Schneewittchen und am Boden im Moose lagen die sieben Zwerglein. Das schwarze Haar fiel Schneewittchen über die Schultern. Aus den dunkeln Augen glühte die Liebe zu den Zwerglein. Diese blickten freudvoll auf ihre Prinzessin. Nur eines der braunen bärtigen Männlein machte ein klägliches Gesicht und hielt mit den Händen den Leib. «Was hast du denn Joggeli», flüsterte ihm Luzi zu. «Bauchweh, ich habe nach der Nidel Wasser getrunken», jammerte dieser. Ueber Schneewittchens Gesicht huschte ein mitleidsvolles Lächeln.

Bild um Bild erschien vor den Augen der aufmerksamen Zuschauer und mehr als einmal entfloh dem Munde der Kinder ein bewunderndes «Ah, wie schön». Da, als Schneewittchen den vergifteten Apfel aus der Hand der bösen Königin nahm, geschah etwas Furchtbares. Hinten im Wald versteckt, hatte sich Sigisbert als Prinz mit dem Jagdgefolge bereit gemacht. Unvorsichtigerweise manipulierte er mit der Flobertpistole. Er hatte vergessen, dass sie geladen war. Ein Schuss knallte, Schneewittchen stiess einen Schrei aus. Der blaue Himmel, die fernen Berggipfel und die Kinder-

schar in der grünen Matte verschwanden vor seinen Augen. Es wurde dunkel. Marieli sank ins grüne Moos. Schon kniete Sigisbert voll Entsetzen vor ihm. «Hat es dir etwas getan», rief er verzweiflungsvoll. «Es ist finster vor meinen Augen und schmerzt mich», antwortete Marieli. Erschrocken sprangen die Zwerglein aus dem Walde herbei. Alle drängten sich heran. Mit bleichem Gesicht neigte sich eine Lehrerin über das Mädchen und untersuchte die kleine Wunde. Mit zitternder Stimme flüsterte sie einer Kollegin zu: «Schrecklich, die Sehnerven scheinen verletzt zu sein. Ein Arzt muss rasch gerufen werden.» Luzi hörte die Worte. «Ich eile, ihn holen», rief er. Ohne sich lange zu besinnen, sprang er in seinem Zwergleinanzug über Stock und Stein den Wald hinunter. Wie im Fluge nahm er die Abkürzungen, durch die er am Morgen hinaufgeklettert war. An einer besonders steilen Stelle überschlug es den Zwerg und er fiel hinunter auf den Waldweg, einer holzsammelnden alten Frau vor die Füsse. Ehe sich diese versah, sprang er vom Boden auf und verschwand durch ein Gebüsch auf der andern Seite des Weges und rannte weiter den Wald hinunter. Als sich die Frau vom Schrecken etwas erholt hatte, ging sie zu dem Gebüsch am Wegrande und bog mit zitternden Händen die Zweige auseinander. Sie sah nichts mehr von dem Zwerglein. «Da soll mir jemand sagen, es gebe keine Heinzelmännchen mehr», sagte sie mit heiserer Stimme. Sie nahm ihren Wagen und ging so rasch wie möglich nach Hause.

Schweisstriefend und atemlos kam Luzi in die Stadt und eilte ins Haus des nächsten Arztes. Dieser wollte gerade ausgehen und war nicht wenig über-

rascht, als im dunkeln Hausflur ein braunes Männlein auftauchte. Luzi brachte anfangs kein anderes Wort hervor als «Marieli, Marieli». Er rang nach Atem. Der Arzt zog den Knaben in sein Sprechzimmer und setzte ihn auf einen Stuhl. Jetzt erst sah er, dass die Hände des Buben blutig gerissen waren. Luzi stiess endlich hervor: «Sigisbert hat Marieli auf dem Maiensäss mit der Pistole getroffen.» Der Arzt wusste genug. Rasch verband er die blutende Hand des Knaben und machte sich bereit. Den Kleinen wollte er nach Hause schicken, doch dieser bestand darauf, ihn zu begleiten. Der Arzt nahm freundlich die Hand des müden Buben und führte ihn. Die Leute blieben auf der Strasse stehen und blickten kopfschüttelnd den Beiden nach, als diese zum Obertor hinaus eilten.

Indessen lag Marieli auf weiches Moos gebettet unter den sanft rauschenden Tannen. Die Schulkinder waren sofort nach dem Unglück zur Heimkehr genötigt worden. Beim Abstieg vergassen sich ein paar Mädchen und stimmten das Lied «Ihr Berge lebt wohl» an. Doch schon nach den ersten Worten verstummten die Sängerinnen wieder. Von den Bergen aber klang es traurig zurück: «Ihr Berge lebt wohl.»

Die kleinen Zwerge waren nicht zu trennen von Schneewittchen und um keine Aufregung hervor zu rufen, liess man sie gewähren. Betrübt lehnten sich die einen an die Baumstämme, die andern sassen still am Boden. Auch ein paar grosse Buben und Mädchen waren zurückgeblieben. Sie verfertigten aus Tannästen eine Tragbahre.

Auf einem Stein, nicht weit von Marieli, sass Sigisbert und starrte vor sich hin. Vor seinen Füssen lag

die Prinzenmütze mit der Straussenfeder und sein Rucksack mit dem herrlichen Alpenrosenstrauss. Als sich die andern Schulkinder entfernten, hatte man auch ihn fortweisen wollen, doch er war nicht vom Fleck zu bringen. Peter flüsterte ihm ins Ohr: «Du hast etwas Schlimmes angestellt. Dir wird es übel ergehen.» Sigisbert biss auf die Zähne und senkte den Kopf noch tiefer.

Sehnsuchtsvoll warteten die Lehrerinnen, welche bei dem verunglückten Mädchen sassen, auf den Arzt. Langsam ging die Sonne hinter den Bergen unter. Die dunkelblauen Enzianen in den Lärchenkörbchen der Mädchen schlossen ihre Kelche. Ein kühler Abendwind rauschte durch die Tannen. Schon begann es zu dunkeln. Niemand sprach ein Wort. Endlich hörte man einen Ruf. Die Zwerglein antworteten und sprangen den Wald hinunter, Luzi entgegen.

Eine Lehrerin nahm den ankommenden Arzt beiseite und erklärte ihm kurz den Vorfall. Dann trat der Arzt zu Marieli. Dieses hob den Kopf und öffnete die Augen. Doch sein Blick ging ins Leere. Der Arzt untersuchte die Wunde und verband die Augen des Mädchens. Hierauf stand er auf und betrachte mit traurigen Augen das im Moose liegende Schneewittchen. Zwei der Zwerge hatten Laternen geholt und standen daneben.

Die Lehrerinnen betteten nun Marieli auf die Bahre. Die Knaben bedeckten es mit Alpenrosen und die Mädchen stellten die Blumenkörbe zu seinen Füssen. Eines der Zwerglein entdeckte auf Sigisberts Rucksack den Strauss weisser Alpenrosen. Fragend blickte der

Knabe Sigisbert an. Dieser nickte stumm. Da nahm er den Strauss und gab ihn Marieli in die Hände.

Achtsam trugen die grossen Knaben Schneewittchen den Berg hinunter. Die Nacht war herein gebrochen. Zwei der Zwerge leuchteten mit Laternen durch den dunkeln Wald.

Sigisbert blieb allein zurück. Er schaute der seltsamen Gruppe nach. Als sie seinem Blicke entschwand, schluchzte er laut auf. Der Knabe sank auf den Boden und vergrub sein Gesicht in die Erde. Am liebsten wäre er hier geblieben und gestorben. «Wie wird es Marieli ergehen und was wartet meiner?» fragte er sich. An seine Eltern durfte er gar nicht denken. «Es ist furchtbar», seufzte der Knabe.

Im Gehölz knackte es. Erschreckt hob er den Kopf. Etwas huschte durch den Wald und schrie: «Huhu hu.» Aufgeregt blickte Sigisbert umher. Im Walde begann es lebendig zu werden. Dunkle Gestalten eilten hin und her. Der Mond kam hinter einer Wolke hervor und zündete in die Lichtung. Die Angst packte den Knaben. Rasch warf er sich den Rucksack um und eilte mit der Mütze in der Hand den Wald hinunter. Es war ihm, als werde er von Gespenstern verfolgt. Erst als die Kameraden wieder in Sicht waren, verliess ihn die Angst und er atmete erleichtert auf. Nun sah er auch, dass der Wind die Bäume hin und her bewegte und die Aeste im Mondlicht dunkle Schatten warfen. In kurzem Abstand folgte er dem armen Schneewittchen und seinen Begleitern.

Glücklich brachten die Knaben das Mädchen auf die breite Strasse, wo sie ein Gefährt erwartete. Man hob Marieli in die Kutsche. Der Arzt und eine Lehrerin

stiegen ein. Luzi kletterte flink auf den Bock. Die andern Zwerge riefen Lebewohl und bald war das Gefährt um eine Biegung der Strasse verschwunden.

*

Mit müdem Kopf und müdem Herzen taumelte Sigisbert durch die Gassen der Stadt. Er schlich den Häusern entlang. Wenn jemand des Weges kam, drückte er sich an die Hausmauern. Gewiss wussten schon alle Leute, dass er der Uebeltäter war. «Sie werden mich mit bösen Augen anschauen und mit Fingern auf mich zeigen», dachte er. Nun stand er vor dem Hause seiner Eltern. Er lehnte sich an die Haustüre und wagte nicht, einzutreten. Da kam jemand die Gasse hinunter. Rasch öffnete er die Türe, trat in den Hausflur und setzte sich auf die Treppe. Mit beiden Händen stützte der Knabe den Kopf. Er scheute sich, vor seine Eltern zu treten.

Im obern Stock wurde eine Türe geöffnet. Der Schein einer Petrollampe fiel auf Sigisbert und eine Frau kam raschen Schrittes die Stiege hinunter. Jetzt blieb sie stehen. Der Knabe hob den Kopf nicht. Er fühlte aber den kummervollen Blick der Mutter. «Kind, was hast du getan?» kam es endlich über die Lippen der Frau. Sigisbert sprang auf und warf sich der Mutter an den Hals. Er weinte, wie ihn die Mutter noch nie weinen gehört hatte. «Sigisbert, ich will dir tragen helfen. Es ist vielleicht — ja wir wollen es hoffen — nicht so schlimm», begann die Frau zu trösten. Sie ergriff seine Hand und führte ihn ins Wohnzimmer. Das Auge des Knaben suchte den Vater. «Er ist in den Spital gegangen, um sich über den Zustand des Mäd-

chens zu erkundigen», sagte die Mutter. Dann fuhr sie fort: «Geh' in dein Zimmer, bete und übergib dich vertrauensvoll dem lieben Gott!»

Sigisbert betete und suchte mit seinem Gewissen Abrechnung zu halten, doch die Gedanken gingen ihm wirr durch den Kopf. Endlich wurde es ihm klar, wo sein eigentlicher Fehler steckte, warum es so hatte kommen können. Die abendliche Gewissenserforschung hatte er schon längere Zeit unterlassen und war deshalb leichtsinnig geworden. Eine innere Stimme hatte ihn davor gewarnt, sein Taschengeld für den Kauf der alten Flobertpistole zu verwenden. Er hatte nicht darauf gehört.

An seinem Geiste liess er die lieblichen Maiensässbilder vorüberziehen, bis zu der schrecklichen Szene, wo Marieli zusammensank und die Hände vor die Augen hielt. In seinem Kopfe begann es zu summen, die Müdigkeit übermannte ihn. Er schlief ein. Im Traume sah Sigisbert Schneewittchen auf der blumengeschmückten Tragbahre liegen. Es hatte die Augen geschlossen. Er trat zu ihm und gab ihm die weissen Alpenrosen in die Hände. Da öffnete das Mädchen die Augen und lächelte freundlich. Plötzlich aber standen die sieben Zwerge mit zornigen Gesichtern und geballten Fäusten vor ihm. Da fiel ein dunkler Vorhang vor seinen Augen nieder und verhüllte den blauen Himmel, die Berge und Wiesen. Der Knabe stöhnte im Schlafe.

Die Mutter setzte sich an sein Bett und betrachtete den schlafenden Knaben. Der Vater war heimgekommen und hatte sich wie ein gebrochener Mann in den Lehnstuhl fallen lassen. «Das Mädchen ist unheilbar

blind geworden», hatte er hervorgestossen. Regungslos blieb er am Fenster sitzen und starrte in die Nacht hinaus.

«Mein Bub, der Urheber eines solchen Unglückes», flüsterte die Frau. Tiefes Weh erfüllte ihr Mutterherz. Sie sah die seelischen Kämpfe voraus, die das Schuldgefühl ihrem tiefveranlagten Knaben bringen würde. Sie wusste auch, dass das unglückselige Ereignis dieses Tages von unabsehbarer Bedeutung für sein ganzes Leben sein konnte. Mit dem zunehmenden Alter musste ihm immer klarer zum Bewusstsein kommen, dass er das Lebensglück des Mädchens zerstört, ihm das Licht und die Schönheit der Natur geraubt hatte. Bei diesen Gedanken rannen der Frau die Tränen über die Wangen.

Aufmerksam betrachtete sie die Gesichtszüge ihres Knaben. Wohl ihm, wenn er die aufrechte Art seines Vaters geerbt hatte. Der Glaube an die weise göttliche Vorsehung, der als lichter Stern in alle Schicksalsnacht leuchtet, konnte ihn stark und klug machen, der ganze Vorfall den Charakter des Knaben veredeln und befestigen. Es galt, ihm den rechten Weg in die Zukunft zu weisen. Die kluge Frau erhob sich und trat an das Fenster. Es wetterleuchtete über den Bergspitzen. Aus dem Nebenzimmer vernahm sie einen Seufzer. Sie ging hinüber, um ihren Mann aufzurichten.

Als Sigisbert am andern Morgen erwachte, befassten sich seine ersten Gedanken mit dem Unglück. «Vielleicht war alles nur ein Traum», dachte er. Ein Traum? Ja, er hatte geträumt, sein Kopf war schwer wie Blei. Die Sonne grüsste durchs Fenster. Heute musste er nicht in die Schule, darum liess ihn die Mutter so lange

schlafen. Sein Blick fiel auf den Rucksack, der in einer Ecke des Zimmers lag. «Nein, es ist kein Traum, wir waren gestern wirklich auf dem Maiensäss. Alles ist Wahrheit, Wirklichkeit», murmelte er. Er legte sich wieder hin und grübelte dem Vorfall nach. Nach einer Weile aber erhob er sich rasch. Er wollte wissen, wie es dem Mädchen ging.

Als der Knabe barfuss in die Stube trat, sah er den Vater durch die andere Tür verschwinden. Rasch kehrte Sigisbert in sein Zimmer zurück, denn vor den Vater konnte er jetzt nicht hintreten. Sein Anblick würde den Schmerz des Vaters nur erhöhen.

Nach einiger Zeit kam die Mutter in sein Zimmer. Sie blickte ihn mit rotgeweinten Augen ernst an. «Wie geht es Marieli?» stammelte Sigisbert. «Nicht gut», gab die Mutter kurz zurück.

Während des Vormittags versuchte Sigisbert in einem Buch zu lesen, doch er war zerstreut und konnte das Gelesene nicht überdenken. Seine Gedanken beschäftigten sich beständig mit dem gestrigen Ereignis.

Auf Mittag kam der Vater heim. Schweigsam sassen sie bei Tisch. Die Speisen blieben beinahe unberührt. Nach dem Essen erhob sich der Vater und winkte Sigisbert ins Nebenzimmer. «Vorwürfe mache ich dir keine, die wirst du dir zur Genüge selbst machen. Eines aber verlange ich von dir: sobald das Mädchen aus dem Spital zurück ist, gehst du zu ihm und zu seinen Eltern, um Abbitte zu leisten. Ich will nicht, dass das Unglück unsere Familien entzweit, sondern wir wollen es miteinander tragen. Verstehst du!» Der Knabe fasste die Hand des Vaters. «Ich will alles tun, was ich kann, um

gutzumachen und nie sollst du dich meinetwegen mehr grämen müssen», stiess er hervor.

*

Nach kurzer Zeit wurde Marieli aus dem Spital entlassen. Das Augenlicht konnte ihm nicht zurückgegeben werden, weil beide Sehnerven durchschnitten waren. Dem Mädchen liess man die Hoffnung, dass wenigstens ein Auge geheilt werden könne. So wartete es geduldig und träumte von dem herrlichen Tag, an dem der dunkle Vorhang reissen würde. Der kleine Luzi führte seine Schwester spazieren. Besuche von Verwandten, Bekannten und auch von Neugierigen, die das unglückliche Kind sehen wollten, kamen. Viele begegneten ihm mit Zartgefühl und sprachen nicht von seinem Unglück; andere dagegen jammerten es mit Klageliedern und den erdenklichsten Trostsprüchen an. Eine Tante meinte: «Wer weiss, vor was allem dieses Unglück dich bewahrt.» Und so vieles Hässliche musst du auch nicht mitansehen», fügte eine Zweite bei. «Ach wie schade, dass ein so schönes Mädchen blind geschossen wurde», klagte eine Nachbarin. Bei solchen Redensarten senkte Marieli müde den Kopf. «Ach, wenn sie doch nicht immer vom Blindsein reden wollten!» klagte es abends der Mutter. Am liebsten wäre das Mädchen gar nicht mehr ausgegangen und hätte sich in den hintersten Kellerwinkel verkrochen. Alle Leute konnten es anschauen, doch ihm war der Anblick seiner Umgebung versagt. Dies empfand das arme Kind besonders schmerzlich. Immer mehr gewahrte es die Nachteile und die Zurücksetzung, welche die Blindheit brachte.

Wenn Mariele im kleinen Garten hinter dem Hause sass, fanden sich hie und da Schulkameradinnen ein. Auch diese konnten sich nicht in die Lage ihrer Freundin hineindenken. «Schau Marie, wie hübsch mein neues Kleid ist. Nicht wahr, dieses Grün und Blau passt gut zusammen. Diese Verzierung habe ich mit Kreuzstich gemacht und die Aermel hat die Mutter mit Volants versehen. Das Kleid ist aus Crêpe-Georgette. Nicht wahr, es ist schön», rief Klara. Hedwig pries ihren neuen Hut: «Wie gefällt er dir? Gelt, er ist ganz modern?» Das blinde Mädchen nickte lächelnd. «Sie sieht es doch nicht», raunte eine Mädchenstimme. «Ach ja», seufzten die andern. «Mit einer Nichtsehenden muss man über etwas reden, das mit der Blindheit in Beziehung steht», sagte sich Kathrine und machte eine wichtige Miene. «Mariele, wir haben zu Hause eine blinde Katze. Denke dir, die fängt trotzdem Mäuse und lappt die Milch aus dem Teller», erklärte sie. «Ja, und unser Milchmann hat ein blindes Pferd, das trotzdem den Wagen zieht», fügte Klara bei. «Aber erzählt mir doch etwas anderes», bat Marieli. «Was für einen Aufsatz schreibt ihr in der Schule und was gibt es Neues im Handarbeitsunterricht?» «Bald ist die Ausstellung unserer Arbeiten und Zeichnungen. Die Deinen sind auch dabei», riefen die Mädchen. «Schaut dort drüben geht Sigisbert», rief Hedwig. Alle wandten die Gesichter der Strasse zu. «Der hat seine Strafe erhalten», brummte Kathrine mit ihrer tiefen Stimme. «Was ist ihm geschehen», forschte die Blinde erregt. «Anfänglich ging keiner der Kameraden mehr mit ihm und auch wir straften den Buben mit Verachtung», erklärte Klara, «Bleich und scheu geht er umher», sagte eine andere.

Missbilligend schüttelte das blinde Mädchen den Kopf. «Er hat es ja nicht mit Absicht getan», entschuldigte es Sigisbert. In diesem Augenblick öffnete sich die Gartentür und ein älteres Fräulein mit energischem Gesichtsausdruck trat ein. Freundlich grüssten die Schülerinnen Marielis Klavierlehrerin. Als das blinde Mädchen die Stimme des Fräuleins vernahm, strahlte sein Gesicht vor Freude. Die Kameradinnen verabschiedeten sich.

«So, jetzt gehen wir wieder an die Arbeit», begann die Lehrerin. «An die Arbeit», fragte das Mädchen ungläubig. «Ja, an die Arbeit», wiederholte das Fräulein bestimmt. «Wir setzen den Musikunterricht fort, du wirst auch schreiben und lesen lernen und wieder eine Strick- und Häkelarbeit in die Hände nehmen.» Marieli machte ein Gesicht, als wollte es sagen: «Fräulein, was fällt ihnen ein. Haben sie denn vergessen, dass ich nicht sehen kann.» «Es wird schon gehen, komm nur», sagte die Lehrerin und nahm das Mädchen am Arm. «Findest du den Weg in den Garten allein?» fragte die Lehrerin, als sie die Treppe zur Wohnung emporstiegen. «Nein, man führt mich stets hinunter.» «Das ist nichts. Du kannst gewiss allein gehen. Versuche es einmal!» forderte das Fräulein Marieli auf und legte seine Hand auf das Treppengeländer. Aengstlich stieg das Mädchen die Stiege empor. Als es oben war, riet ihm die Lehrerin, allein hinunter zu steigen und den Garten zu suchen. Marieli wurde zusehends mutiger. «Es geht, Fräulein», rief es.

Jubelnd erzählte das Mädchen seiner Mutter von den ersten selbständigen Schritten in der Blindheitsnacht. Diese machte ein bedenkliches Gesicht. «Haben sie nur keine Angst», beruhigte sie das Fräulein. «Es gilt, ihr

Töchterlein zur Selbständigkeit zu erziehen. Nichts Ernstliches wird ihm zustossen.»

Die Beiden setzten sich ans Klavier. «Suche den C-dur-Akkord und nun den F-dur», bat die Lehrerin. — «Ausgezeichnet! Das muss man hören, man braucht es gar nicht zu sehen.» — Schon am gleichen Abend spielte das blinde Mädchen ein früher erlerntes Musikstück.

Die Klavierlehrerin übertrug in freien Stunden Bücher in die Blindenschrift und erwies damit ihren lichtlosen Mitmenschen einen grossen Liebesdienst.

An einem der folgenden Tage brachte das Fräulein ihrem Schützling eine Blindenschriftfibel und einen Karton, auf welchem mit grossen erhöhten Punkten das Alphabet aufgezeichnet war. Marieli musste die Stellung der Punkte mit den Fingerspitzen abfühlen. Die Lehrerin erklärte, dass dieses einfache Blindenschriftsystem von einem nichtsehenden sechzehnjährigen Franzosen vor mehr als hundert Jahren erfunden worden sei. «Louis Braille hiess der intelligente Blinde. Die Schrift besteht aus nur sechs Punkten. Fühle» sagte das Fräulein. «Dies ist Punkt eins und bedeutet A; hier findest du die Punkte eins und zwei. Sie bezeichnen B und die Punkte eins und vier C. Bald kannte die neue A-B-C-Schülerin die ersten zehn Zeichen und schon nach einer Woche war ihr das ganze Alphabet geläufig. Es galt nun mit viel Geduld Worte und Sätze zu entziffern und durch viel Uebung den Tastsinn auszubilden.

Als drittes Fach gab das edle Fräulein dem Mädchen Handarbeitsunterricht. Mit Nadeln und Häkchen ging man ans Werk. Auch bei dieser Arbeit mussten die

zarten Fingerspitzen das Auge ersetzen. Das Mädchen machte erstaunlich rasche Fortschritte. Ohne weitere Anregung begann es auch der Mutter in der Haushaltung zu helfen. In den Zimmern wurden die Betten gemacht. Das Fräulein hatte ja erzählt, dass sogar die blinden Männer in den Anstalten ihre Betten selbst machen müssen. In der Küche trocknete Marieli das Geschirr ab und stellte Tassen und Teller vorsichtig an den richtigen Platz. Ja, als die Mutter einmal unpässlich war, kochte es sogar den Kaffee. Sein trauriger Gesichtsausdruck verschwand immer mehr. Einem Sehenden zum Trotz fand es sich bald in Haus und Hof zurecht und eilte flink, wie früher, die Stiege hinunter in den Garten. Immerhin muss gesagt sein, dass der kleine Luzi mit brüderlicher Besorgtheit jedes Hindernis aus dem Wege schaffte. Kein Besen, über den Marieli hätte stolpern können, durfte herumstehen und die Schranktüren wurden flink geschlossen, damit die Schwester nicht anstiess.

Einmal aber liess ein Fremder die Haustüre halboffen stehen und das blinde Mädchen, welches, ein Lied vor sich hintrillernd, die Treppe hinunter eilte, schlug den Kopf heftig an. Es stiess einen Schrei aus. Eine Nachbarin war gleich zur Stelle und wusste keinen bessern Trost, als über die Klavierlehrerin zu schimpfen: «Es ist unvernünftig und herzlos von dem Fräulein, einen Menschen kurz nach der Erblindung zu nötigen, wie ein Sehender herumzulaufen!» Da wischte sich Marieli die Tränen und rief: «Nein, schelten sie meine edle Wohltäterin nicht; ich muss lernen vorsichtiger zu sein! Meine Selbständigkeit ist mehr als eine Beule wert.»

Der Vorfall wurde zu einem kleinen Stadtgespräch. Da und dort begegnete die Klavierlehrerin auf der Strasse einem vorwurfsvollen Blick. Wie unsagbar wertvoll ist es aber, wenn dem Erblindeten, der unbeholfen und unsicher in seiner Nacht umhertastet, rasch eine helfende Hand dargeboten wird. Wie viel Lebensfreude und Mut gehen in den trüben, trostlosen Stunden des Nichtstuns und stumpfen Grübelns verloren. «Schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe», dachte das edle und energische Fräulein und überwand mutig jede Schwierigkeit, die ihr von Unverständigen entgegengebracht wurde.

*

Sigisbert hatte schon mehrmals den Versuch gemacht, zu Marieli und ihren Eltern zu gehen, aber stets verliess ihn der Mut vor dem Gartentor und er ging beschämt nach Hause. Jeden Abend fürchtete er, der Vater frage, ob er seine Pflicht getan habe. Endlich aber raffte sich der Knabe auf. «Heute muss es sein, gelte es, was es wolle», sagte er sich. Von seinem Taschengeld kaufte er eine schöne Rose und barg sie unter seinem Rock.

Das blinde Mädchen sass auf einer Bank im Garten. Neben ihm lag eine Strickarbeit. Der Wollknäuel war dem Mädchen auf den Boden gefallen und nun spielte ein schwarz und weissgeflecktes Kätzchen damit. Marieli wollte den Knäuel dem neckischen Tierchen entreissen, doch das Kätzchen wehrte mit seinen spitzen Krallen ab.

Sigisbert war schon einige Male am Törchen draussen vorübergegangen und fasste sich endlich ein Herz. Auf den Zehenspitzen näherte er sich dem Mädchen. Rasch entriss er dem Kätzchen die Wolle

und schob sie der Hand des Mädchens zu. Marieli setzte sich wieder und machte ein fragendes Gesicht. Sigisbert nahm wortlos neben ihm auf dem Bänkchen Platz. Das Mädchen wandte das Gesicht mit den grossen schwarzen Augen nach ihm. «Wer ist da?» «Ich», kam es zaghaft über die Lippen des Knaben. Die Blinde sann nach, ob sie diese Stimme schon einmal gehört habe. «Ich, der Sigisbert», ergänzte der Knabe. Die Wangen des Mädchens überflog ein zartes Rot. Sigisbert rückte langsam näher und hielt Mariele die duftende Rose hin; doch es griff nicht darnach. Schon senkte der Knabe entmutigt den Kopf, da fragte das Mädchen mit freundlicher Stimme: «Was willst du, Sigisbert?» «Ich möchte dir diese Blume geben und dich um Verzeihung bitten», stammelte er. Jetzt streckte Marieli die Hand aus und nahm die dargebotene Rose in Empfang. Mit den Fingern betastete es die Blume. «Die ist schön und duftet herrlich. Was hat sie für eine Farbe?» «Sie ist weiss», erklärte der Knabe. Es wurde ihm leichter ums Herz. «Weisst Marieli, ich will ein berühmter Arzt werden und dann deinen Augen wieder das Licht geben», sagte er. Das Mädchen lächelte. In diesem Augenblick erschien Marielis Mutter vor der Haustüre. Als sie den Knaben gewahrte, schoss ihr das Blut in den Kopf. Ihr Herz war voll Bitterkeit gegen den, der ihr Kind blind geschossen hatte. Der langverhaltene Zorn brach los. «Was tust du da», schrie sie. Der Knabe nahm die Mütze vom Kopf und stammelte: «Ich will alles gutmachen.» «Was gutmachen! Du kannst es nie mehr gutmachen!» rief die Frau und brach in heftiges Schluchzen aus. Mit gesenktem Kopfe stand Sigisbert noch eine Zeitlang da, dann entfernte er sich

langsam. Er ging dem Quai des Flusses entlang. Unten rauschte das Wasser, aber in seinen Ohren tönte es immerfort: «Was gutmachen, du kannst es nie mehr gutmachen!» Als er ausserhalb der Stadt war, begann er wie ein gehetztes Wild zu laufen. Der Knabe rannte über eine schmale Brücke und hinauf in den Wald. Unter einer grossen Buche liess er sich erschöpft nieder. «Im tiefen Wald verbirgt sich der kranke Hirsch vor des Tages Gluten, um einsam zu genesen oder einsam zu verbluten», hatte der Bub in «Dreizehnlinden» gelesen. Ja, er hatte auch ein wundes Herz, eine Wunde, die, kaum verheilt, wieder aufgerissen worden war. Ob sie wieder einmal zuheilen würde? —

In der Nähe liessen sich Knabenstimmen vernehmen. Sigisbert hob den Kopf. In unmittelbarer Nähe sah er den Gassensepp mit einem Kameraden. Der Sepp hatte die Mütze, wie gewöhnlich, schief auf dem Kopf und machte boshafte Augen. Sigisbert hatte ihn einmal erwischt, als er eine Eidechse quälte und dann seinen Rücken mit einer Rute tüchtig bearbeitet. Für den Sepp war die Gelegenheit günstig, Rache zu nehmen. Mit einem raschen Blick mass er den Abstand zwischen sich und seinem Gegner. Sigisbert kehrte ihm den Rücken. Schnell ergriffen der Gassensepp und sein Kamerad einige Steine und schleuderten sie nach dem Unglücklichen. Einer traf ihn auf den Rücken. Sigisbert sprang auf. Da rief Sepp: «Nicht wahr, Schützenkönig, ich habe auch gut getroffen», und entfloh mit höhnischem Lachen. Mehr als der Stein schmerzte den Knaben die spöttische Anspielung auf sein Unglück.

Als Sigisbert abends tief betrübt nach Hause kam, fand er den Vater mit ernster Miene am Schreibtisch.

Er trat zu ihm heran. Da legte der Vater die Hand auf seine Schulter. «Sigisbert», begann er, «du musst ein grosses Opfer bringen. Wir sind verpflichtet, auf friedlichem Wege dem Mädchen eine Entschädigung zur Linderung seines schweren Schicksals zu geben. Hier liegt das Geld, welches ich mühsam erworben und für dein zukünftiges Studium auf die Seite gelegt habe.» Der Mann hielt inne und atmete schwer auf. «Du musst auf das Studium verzichten und nach Abschluss der Realschule in die kaufmännische Lehre eintreten oder ein Handwerk erlernen. Diesen Abend überbringe ich Herrn Surselva, Marielis Vater, das Geld.»

Jetzt konnte der Knabe die Tränen nicht mehr zurückhalten. «Dann kann ich also auch kein Arzt werden, der die blinden Augen heilen könnte.» Das letzte Hoffnungssternlein des Knaben war erloschen. «Tröste dich, vielleicht kannst du später einmal dem Mädchen einen andern Dienst erweisen.»

Als Sigisbert der Mutter «Gute Nacht» wünschte, sah sie, dass seine Augen fiebrig glänzten und die Wangen glühten. Sie befühlte den Puls.

«Kind, du hast Fieber», erklärte die Mutter.

Während der Nacht verschlimmerte sich der Zustand des Knaben. Der Arzt wurde gerufen. Er konnte kein eigentliches organisches Leiden feststellen. Der arme Bub hat seelisch viel durchgemacht», erklärte er.

Im Fiebertraum rief Sigisbert plötzlich, so dass die Mutter heftig erschrak. «Was, gutmachen, du kannst es nie mehr gutmachen.» Dann plauderte er ruhiger: «Marieli, die Rose ist schön, nicht wahr? Ich werde ein berühmter Arzt. — Alles Geld geben wir. — Vater,

deine Haare sind grau geworden. — Ja, ja, ich weiss es. — Sepp, du hast gut getroffen.»

Besorgt sass die Mutter am Krankenlager. Tage und Nächte vergingen, das Fieber wollte nicht weichen.

Die Nachricht von der Erkrankung Sigisberts machte einen tiefen Eindruck auf seine Mitschüler. Sie schämten sich jetzt, dass sie den unglücklichen Kameraden verachtet und geschmäht hatten. Die Knaben schlossen sich zu einer Pulververschwörung, wie sie es nannten, zusammen. Sie wollten mit Wort und Beispiel gegen das leichtsinnige Spielen mit Pulver kämpfen. Am nächsten 1. August sollte im ganzen Kanton kein Schuss knallen. Ihr Taschengeld legten sie zusammen und erliessen unter Anleitung eines Lehrers einen Aufruf an alle Schulkinder des Kantons.

Auch die Mädchen waren nicht müssig. Sie versagten ihren Schleckmäulern die Süssigkeiten und legten die Rappen zu einem grossen Kuchen zusammen, den sie Marieli zum 1. August schenken wollten. Von Zeit zu Zeit erkundigte sich Luzi im Auftrag seiner Schwester nach dem Ergehen des Kranken. Als es diesem endlich etwas besser ging, durfte Luzi ihm einen Besuch abstatten. Sigisbert sass in einem Lehnstuhl am Fenster. Er war erfreut, als ihn der liebe Kleine begrüsste. «Es sei nicht so bös gemeint gewesen von der Mutter, soll ich dir sagen, übertrug ihm Marieli. Am 1. August wirst du dann mit deinen Eltern zu uns kommen.»

*

Auf einem grossen Platz versammelte sich das Volk zur Bundesfeier. Es hiess, ein grosser Redner verkünde heute Abend das Lob des Vaterlandes und der Vorfahren. Kein Schuss knallte. Feierlich läuteten die

Glocken. Ein Deutscher meinte: «Na, heuer krachts doch nicht wie in einem Hexenkessel zur Gedächtnisfeier des Wilhelm Tell. Man ist mal vernünftiger geworden und lässt nicht alle Feuerteufel los fürs Vaterland.» Ein Unterländer witzelte: «Die Bündner kommen überall hintendrein, sie werden das Feuerwerk zu spät bestellt haben.»

Die Berggipfel im Oberland glühten im Abendrot. Die Dämmerung begann einen leichten Schleier über die Natur zu weben. Ein breitschultriger aufrechter Greis mit silberweissem Haar stieg auf die Rednertribüne. Mit seinen markanten Gesichtszügen konnte er Benedikt Fontana darstellen. Er blickte hinauf zu den Bergen. Aus seinen Augen sprach jugendliche Begeisterung für die Heimat. Er begann:

«Landsleute, welch' schönes Stücklein Erde hat uns doch der Herrgott als Heimat geschenkt. Lasset die Natur zu euch reden. Lauschet dem Plaudern der rieselnden Quellen, dem Rauschen der heimatlichen Tannenwälder, hört, wie die Gewitter an den Felsmassiven zerschellen und wie die Bäche wild donnernd zu Tale stürzen. Lieblichkeit, Gewalt und Macht verkündet die Natur. Schaut hinauf zu den Bergen, wie sie im Abendrot glühen und blickt in Sternennächten empor zum Himmel! Landsleute, trinkt mit eueren Augen die Schönheit der Heimat, und höher wird das Herz in begeisterter Liebe schlagen fürs Vaterland, fürs Schweizerland. Was soll ich mich in vielen Worten ergehen; schweigen wir vielmehr ehrfurchtsvoll vor Gott und dem schönen Werke seiner Hände.»

Die wenigen Worte machten einen tiefen Eindruck auf die Versammelten. In gehobener Stimmung ver-

liessen sie den Platz und stiegen an den Abhängen der Berge empor. Unsichtbare Hände zündeten die Sterne am Firmamente an und bald loderten auch die Höhenfeuer auf den Bergen auf. An einem Berghange leuchtete das Schweizerkreuz. Manch einer summte vor sich hin: «O mein Heimatland, o mein Vaterland, wie so innig, feurig lieb ich dich», dabei glänzten seine Augen, als wäre auch in seinem Innern ein kleines Feuer angezündet worden.

An diesem Abend schlossen zwei vom Unglück heimgesuchte Familien in biederer Schweizerart aufs neue Freundschaft. Als Sigisbert mit seinen Eltern in die Stube der Familie Surselva trat, fanden sie Marieli über ein grosses Buch gebeugt. Mit den Fingern fuhr es über erhöhte Punkte hin. Die beiden Familien begrüssten sich herzlich. Man nahm um den Tisch Platz. Der Vater von Sigisbert interessierte sich sogleich für die Blindenschrift. Marieli nahm aus einer Schublade eine Zinntafel, in welche rechteckige Felder gestanzt waren. Es spannte einen Bogen Papier ein und begann mit einem Stift in die Feldchen zu stechen. «Was hast du nun geschrieben», fragte Herr Loini. «Sigisbert», sagte das Mädchen lächelnd. Ueber das Gesicht des Knaben huschte ein Freudenschimmer.

Frau Surselva war in die Küche gegangen, um den Kaffee zu kochen. Sigisberts Mutter war ihr dabei behilflich. Die beiden Frauen unterhielten sich über häusliche Angelegenheiten. Die Männer in der Stube hatten eine Cigarre angesteckt und erwogen politische Probleme. Sigisbert und Marieli sprachen von ihren Zukunftsplänen. «Im Herbst gehe ich in eine Blindenanstalt, um allerlei zu lernen. Später werde ich dann

der Mutter in der Haushaltung eine Stütze sein und vielleicht, vielleicht, wird es mit dem linken Auge doch noch besser. Der Knabe schwieg und blickte nachdenklich vor sich hin. «Nein, das wird nie mehr besser», dachte er.

Frau Loini trat in die Stube und nahm auf dem Kanapee neben Marieli Platz. Sie ergriff die Hand des Mädchens und flüsterte ihm zu: «Wir wollen dir viel Liebe schenken.»

Der Kaffee wurde aufgetragen, und der Hausvater zerschnitt den Kuchen. Die ersten Stücke erhielten die Kinder. Es war, als würde ein Liebesmahl der altchristlichen Zeit eingenommen. Ein feierlicher Ernst lag auf den Gesichtern.

Nach dem Essen setzte sich Marieli ans Klavier. Zuerst sang es mit seiner Kinderstimme einige Vaterlandslieder. Dann stimmte es sein Lieblingslied an. Der Gesang schilderte ergreifend die Finsternis auf Erden und in der Menschenseele. Tastend irrt der Mensch umher und schreit nach Licht. Plötzlich geht ein sanfter Hauch über die Erde hin und eine Stimme ruft: «Es werde Licht!» Das Licht bricht ein in die Finsternis. Dunkle Nebelgestalten beginnen einen wilden Kampf. Sie drehen, erheben und winden sich. Bald steigen sie empor wie Rauchsäulen, dann stürzen sie wieder zusammen, wie die Wogen des Meeres. Die Sonne aber steigt siegreich am Himmel empor und vertreibt mit goldenem Scheine die letzten dunklen Schatten. Jubelnd, wie ein Vöglein, sang Marieli den letzten Vers, der das ewige, nie mehr erlöschende Licht preist. Seine Augen glänzten und sein Antlitz leuchtete, als spiegle es das ewige Licht wieder.

In Andacht versunken sassen alle da. Im Glauben und der zuversichtlichen Hoffnung auf das ewige göttliche Licht sahen alle die Versöhnung mit dem Schicksal der irdischen Bindheitsnacht.



Mutter ich sehe wieder!

Auf einer Waldwiese am Abhange des Berges hatte sich der zehnjährige Georg ins niedere Gras geworfen. Neben ihm lagen Bogen und Pfeile. Er stützte mit der einen Hand den Kopf und blickte talabwärts. Es dämmerte schon. Seine Augen verfolgten drei Raben, die ihren Nestern zuflogen. Immer kleiner wurden die schwarzen Punkte und verschwanden im Abendrot. Von der gegenüberliegenden Talseite klangen die Glocken der heimkehrenden Herden herüber. Plötzlich griff Georg nach seinem Bogen, sprang auf und stellte sich hinter eine grosse Tanne. Den Wald hinunter kamen zwei Knaben gesprungen. Wie sie in die Lichtung traten, rief Georg: «Halt, Andrea und Luigi, ihr seid die Gefangenen des Grauen Bären!» Rasch nacheinander flogen zwei Pfeile auf die Beiden. Diese lachten hellauf. Dann aber machten sie bedeutungsvolle Gesichter. Andrea blickte um sich, ob niemand zu sehen sei, dann zog er eine Blechschachtel unter seinem blauen Hirtenhemd hervor. «Was hast du da?» frug Georg. Andrea erklärte, dass Dynamitpatronen in der Schachtel seien. «Was ist das?» forschte Georg weiter. «Damit kann man Felsen sprengen und Häuser in die Luft jagen», antwortete Luigi mit wichtiger Miene. Erschrocken wich Georg einen Schritt zurück. «Du bist ein schöner Häuptling, wenn dich so etwas erschreckt», meinte Andrea. Wir waren oben in der Forsthütte und

fanden die Schachtel in einer Ecke versteckt. Als tapfere Indianer nahmen wir die willkommene Beute mit. Nun können wir unsere Höhle mit Leichtigkeit vergrössern», berichteten die Beiden.

Schweigsam gingen die drei auf einem schmalen Pfad durch niedriges Gehölz. Heidelbeerstauden mit blutroten Blättchen und Farnbüsche säumten den Weg. Die Knaben kamen zu einem Felsvorsprung, von wo aus sie hinunter auf das Dorf sahen. «Es dunkelt schon, ich sollte nach Hause», unterbrach Georg das Schweigen. «Ich auch», erwiderte Luigi, «aber wir sind ja schon bei unserm Versteck angelangt.» Andrea bog einen Wachholderstrauch zur Seite. Der Eingang der Höhle wurde sichtbar. Aus einer kleinen Nische im Felsen nahm er einen Kerzenstummel und zündete ihn an. Die drei schlüpften durch die enge Oeffnung in die Grotte. In einer Ecke befand sich ein Lager aus Heu. Hölzerne Säbel und Dolche lagen umher. Der matte Lichtschein fiel auf das Titelblatt eines Büchleins, ein hässlich tätowierter Indianer grinste sie an. Den Knaben wurde es unheimlich zu Mute. Rasch schob Andrea die Schachtel unter das Heu und dann verliessen sie fluchtartig die Höhle. Gleich Gemsen kletterten die drei einen Felsen hinunter und sprangen über die Wiesen dem Dorfe zu. Es war ihnen, als würden sie von dunkeln Schatten verfolgt. Andrea verschwand hinter der Türe eines schönen Bauernhauses, ohne den Kameraden Gute Nacht gewünscht zu haben. Die beiden andern rannten ins Dorf hinein. Ihre Schritte hallten auf dem Pflaster. Luigi bog in ein Seitengässchen. Sein Vater, ein Italiener-Maurer, bewohnte mit der zahlreichen Familie ein kleines Haus. Vor dem Gasthof zur Sonne stand

der Wirt und hielt Ausschau nach seinem Buben, der wieder einmal nicht zur Zeit nach Hause kam. Schweisstriefend kam der Kleine angerannt. Wie er den Vater gewahrte, rief er: «Wie spät ist es? Die Nacht bricht heute so früh herein, Vater.» «Ja, ja, die Dunkelheit sagt dir, dass du zu spät heim kommst. Geh hinauf in die Stube, wir machen dann miteinander die Zeitrechnung», entgegnete der Vater. Georg trat in die hellerleuchtete Wirtsstube. Am breiten Stammtisch sassen der Gemeindepräsident und der Förster. Sie waren in ein eifriges Gespräch vertieft. Georg schoss das Blut in den Kopf. «Ob sie es wohl schon wissen, dass der Andrea und der Luigi die Patronen genommen haben», dachte er bei sich. Ohne Gruss ging er an den Männern vorbei. In der Wohnstube erwartete ihn die Mutter. Scheu senkte Georg die Augen vor ihrem Blick. Sie wies ihn sanft zurecht wegen seiner Verspätung. Albertina, sein kleines Schwesterlein, schaute den Bruder vorwurfsvoll an, bald jedoch suchte es durch Neckereien und Liebkosungen ein munteres Lachen zu erobern; doch mit Georg war diesen Abend nichts anzufangen. Gesenkten Kopfes sass er bei Tisch. Er fühlte, wie das Auge der Mutter besorgt auf ihm ruhte. Sollte er es ihr sagen, dass sie droben in der Höhle etwas bargen, mit dem man Häuser in die Luft sprengen könne. Die Kameraden würden ihn aber einen Verräter nennen.

Nach dem Abendessen nahm ihn die Mutter ins Schlafzimmer. Er sollte ihr dort vertrauensvoll sein kleines Herz öffnen. «Gelt, mein Georg, dich quält etwas. Es ist etwas nicht ganz in Ordnung bei dir. Willst du es nicht deiner Mutter anvertrauen, damit wir

es miteinander ins Reine bringen?» sagte sie. Verstohlen wischte sich der Kleine eine Träne ab. Stockend begann er: «Weisst, sie werden sagen, ich sei ein Verräter und kein rechter Indianerhäuptling, wenn ich es dir erzähle.» Es klopfte an der Türe. Eine Serviertochter meldete, dass Gäste die Frau des Hauses zu sprechen wünschen. In der Hoffnung, gleich wieder hinauf kommen zu können, eilte diese hinunter in die Gaststube, doch dort hielt sie die Arbeit den ganzen Abend gefangen. Sie seufzte, dass sie ihre Mutterpflichten nicht erfüllen konnte. Vor dem Einschlafen fasste Georg den Entschluss, morgen die Dynamitpatronen in die Forsthütte zurück zu bringen.

Am andern Tage durfte Georg sein neues Sonntagskleid anziehen. Der Sportgürtel und die blaue Kravatte freuten ihn ganz besonders. Tina, die alte treue Magd der Familie half ihm beim Ankleiden. Nach dem Morgenessen wollte sich Georg unbemerkt aus dem Hause schleichen, aber die kleine Albertina hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. Flink wie ein Vögelchen eilte sie die Treppe hinunter und hing sich an den Arm des Bruders. «Du darfst heute nicht fort, du musst mit mir in die Kinderlehre», rief sie. Georg versprach dem Schwesterlein, dass er bald wieder zurück kommen werde. «Du musst aber bestimmt bald wieder da sein, wenn ich dich nicht habe, bin ich sehr traurig», meinte die liebe Kleine und schaute dem Bruder treuherzig in die grossen braunen Augen.

Vor dem Dorfe fand Georg seine beiden Kameraden. Andrea hatte eine prächtige Engadinernelke auf den Hut gesteckt und dem Luigi sass die Mütze wie immer schief auf dem Kopfe. Beide erklärten sich sofort ein-

verstanden, die Schachtel zurück zu bringen; denn auch sie hatte das Gewissen gequält. Die Knaben machten sich auf den Weg. Hoch oben im blauen Aether kreiste ein Hühnerhabicht. Luigi ahmte seinen Schrei nach. Ein Eichhörnchen hüpfte behende über den Weg und verschwand im Walde. Die Buben kletterten den kleinen Felsen hinauf und kamen zur Höhle. Andrea, der älteste der Knaben, musste die Schachtel tragen. Georg steckte das Indianerbüchlein in den Gürtel. «Das wird zu Hause verbrannt», sagte er. «Wir wollen lieber Hirtenbuben sein als Indianer.» Als sie wieder im Freien waren, öffnete Andrea die Schachtel, um nachzusehen, ob die Dynamitpatronen noch darin seien. Die Versuchung eine herauszunehmen, packte ihn. Er gab nach. Die andern erschraken. Andrea schleuderte die kleine Patrone gegen den Felsen. Sie entzündete sich nicht. Die Knaben staunten. Dann nahm Andrea einen Stein und warf ihn auf die Kapsel, keine Wirkung erfolgte. Jetzt fingen auch die andern an, die Patrone mit Steinen zu bombardieren. Sie vergassen die guten Vorsätze und dachten an keine Gefahr. Sie nahmen eine zweite und dritte Patrone aus der Schachtel, aber auch diese explodierten nicht. Da blitzte es in den schwarzen Augen Luigis auf. «Kommt, wir zünden ein Feuer an und stellen die Schachtel hinein, dann muss es gewiss krachen», rief er.

Vom Dorfe aus führt ein schmaler Weg durch die Wiesen und dem Wald entlang. Ein munteres Bächlein begleitet ihn ein Stück weit und sprudelt dann lustig unter einer kleinen Brücke durch. Jenseits des Brückleins säumt ein Staudenhag mit Heckenröslein den Pfad. Letzterer führt zu einer sachtansteigenden Weide,

auf der einzelne Tannen stehen. Hier schichteten die drei einen Reisighaufen auf und steckten die Schachtel hinein. Georg deckte sie mit dem Indianerbüchlein zu. Vorsichtig zündete Andrea den Haufen an. Dann versteckte er sich hinter einer Tanne, während Luigi und Georg hinter den niederen Staudenhag flohen. Der Indianer auf dem Titelblatt wurde braun und dann schwarz, krümmte sich und fiel zusammen. Gespannt blickten die Buben auf das Feuer. Lustig loderte es empor; ein dünnes Rauchwölkchen stieg zum Himmel auf. Sekunde um Sekunde verrann und die Schachtel rührte sich nicht. Der Reisighaufen fiel zusammen. Die Schachtel lag unbeweglich inmitten der verkohlten Holzreste und der grauen Asche. Nun wurden die Knaben ungeduldig. Andrea kam hinter seinem Baum hervor; zögernd blieb er einen Augenblick stehen, ging dann aber mutig zur Brandstelle. Die beiden andern erschienen ebenfalls. Alle neigten sich über die rotglühende Blechbüchse. Plötzlich zischte es. Ein furchtbarer Knall und ein entsetzlicher Schrei aus drei Knabenkehlen! Der Knall widerhallte von den Felswänden. Die Wucht der Explosion schleuderte Georg und Luigi über den Zaun in die Wiese. Andrea warf es auf die entgegengesetzte Seite. Da er unverletzt war, erhob er sich bald wieder. Im Grase lagen seine Freunde mit blutigen Gesichtern. Andrea hielt sie für tot. Von Angst und Schrecken erfüllt, floh er die Weide hinauf und suchte sich im Wald ein Versteck.

Im Dorf läutete es Mittag. Georg kam langsam wieder zu sich. Finstere Nacht umfing ihn. Er tastete um sich und setzte sich dann im Grase auf. Die Sonne schien ihm warm ins Gesicht. Er streckte die Arme

nach ihr aus, als wollte er das verhüllte Licht umfangen. Leise rief er nach den Kameraden, keine Antwort kam zurück. Da erhob er sich. Wie von einem Engel geleitet, gelangte er trotz der Blindheit durch den Zaun und über das Brücklein. Schritte näherten sich. «Ums Himmelswillen Kind, was ist geschehen, wem gehörst du?» rief eine Bäuerin. Georg erkannte die Stimme der Frau, «Ich bin ja der Georg vom Gasthof zur Sonne», erwiderte er. Dann erklärte er kurz den Vorfall und schloss: «Ich glaube die andern beiden liegen tot dahinten.» Die Frau schlug die Hände zusammen und eilte rasch zum nächsten Bauernhaus, Hilfe zu holen. Ein Bursche nahm Georg auf die Schultern und eilte mit ihm zum Arzt. Ein anderer brachte Luigi. Ein Notverband wurde angelegt; dann ging es auf einem Gefährt ins Kreisspital der nahen grössern Ortschaft.

Die ganze Nacht verharrte Georgs Mutter am Schmerzenslager ihres Kindes. Mit verbundenen Augen lag der Knabe im Bett und stöhnte. Er hielt die Hand der Mutter fest. Diese sandte unter Tränen heisse Gebete zum Himmel. Schreckliche Vorwürfe quälten ihr armes Herz. Sie bereute, dass sie am Abend vorher nicht länger mit dem Knaben gesprochen hatte. Ihr Bub hätte es ihr sicher anvertraut, dass sie gefährliche Patronen versteckt hielten. Sie verwünschte den Wirteberuf, welcher den Kindern oft die Mutter entreisst. Die zitternde Hoffnung auf Genesung warf immer wieder einen leichten Lichtschimmer in die dunklen Gedanken.

Der Morgen graute. Sie musste nach Hause und die Sorge für ihren Knaben der Krankenschwester überlassen. Georg hielt ihre Hand fest. Sie tröstete ihn, dass

sie bald wieder kommen werde. Beim Weggehen strich sie mit der Hand über die Stirne Luigis, welcher im Bett neben Georg lag.

Frisch trabte das Rösslein talaufwärts. Die aufgehende Sonne schoss goldene Strahlengarben von Berg zu Berg. Der lichte Schein eilte über Gletscher, Matten und Wälder hinunter ins Tal. Die Natur prangte in ihrer ganzen Schönheit. Die müde Frau im Gefährt hob für einen Augenblick staunend den Kopf, dann aber senkte sie ihn gleich wieder. Heute sagte ihr all die Schönheit nichts. Sie wollte sie nicht sehen, ja, das Licht vermehrte ihr Weh. Ihr Kind war der Sonne enterbt. Mit ihm möchte die Mutter durch die Nacht gehen.

*

Im Flur des Kreuzspitals widerhallte der energische Schritt des Augenarztes. Die Türe des Kinderzimmers sprang auf. «Wie geht es meinen kleinen Mineuren, Schwester?» rief der Arzt mit freundlicher Stimme. Ueber die Gesichter der Knaben huschte ein Lächeln. Sie waren vor einiger Zeit nach Chur gebracht worden. Mit schwerem Herzen musste der Arzt dem einen das linke und dem andern das rechte Auge entfernen. Es galt, wenigstens ein Auge zu retten. Schwester Damiana löste den Verband von Luigis Gesicht. Er blinzelte, das Licht blendete ihn. Der Arzt machte ein erfreutes Gesicht: «Lassen wir das Auge unbedeckt. Keine Gefahr ist mehr vorhanden», sagte er. Weniger erfreulich sah es bei Georg aus. Sein schwerverletztes Auge liess keinen Lichtstrahl durch. Besorgt schüttelte der Arzt den Kopf: «Bleibe ganz ruhig liegen, mein kleiner Georg

und denke daran, dass ein tapferer Bündner nicht weint!»

Luigi durfte seinen Kameraden bedienen. Er reichte ihm das Essen; dabei suchte er die schönsten Fleischstückchen aus dem eigenen Teller und schob sie dem Freunde in den Mund. Er erzählte ihm, was er draussen durch seine grüne Schutzbrille alles gesehen hatte. Die grünen Gläser liessen die ganze Landschaft grün erscheinen. Luigi lachte herzlich, wenn er sah, wie die kleine rhätische Bahn der grossen Bundesbahn nachpustete.

Im Kinderzimmer half die alte Kathrina Schwester Damiana. Sie setzte sich ans Bett des Engadinerknaben und spielte hie und da auf der Mundharmonika Volkslieder oder auch eine lustige Polka. Das ergötzte die Knaben.

Eines Tages kamen Georgs Mutter und sein Schwesterlein auf Besuch. Die Kleine kletterte flink aufs Bett und schlang die Aermchen um den Hals des Bruders. Sie begriff es nicht, dass er sie nicht mehr sehen konnte und versuchte mit den Fingerchen den Verband zu entfernen. «Wenn ich das wegschiebe, kannst du mich ganz gewiss sehen», sagte das Kind. Als die Mutter Abschied nahm, standen unserm Georg die Tränen zuvorderst, aber er erinnerte sich, dass der Doktor gesagt hatte, ein tapferer Bündner weine nicht und so biss er die Zähne zusammen.

Als nach einigen Wochen der Verband von Georgs Auge weggenommen wurde, entfloh dem Munde des Knaben ein Ah! Ein erster Lichtschimmer nach langer Nacht grüsste ihn. Die Besserung verblieb jedoch bei dieser Lichtempfindung. Der Magnet wollte die Kupfersplitter, welche im Auge sassen, nicht anziehen und ein

operativer Eingriff durfte nicht gewagt werden. So musste Georg als hoffnungsloser Blinder das Spital verlassen.

*

In Reih und Glied von einem Lehrer geführt, gingen die Zöglinge der Blindenschule durch die Stadt. Sie lachten und plauderten miteinander. Die, welche noch etwas sahen, erklärten den ganz Blinden ihre Eindrücke. Einer der Knaben machte jedoch kein heiteres Gesicht. Das Leben in der Anstalt und dieses geordnete Spazierengehen gefiel dem freien Sohn der Berge nicht. Er empfand schmerzlich das doppelte Leid des blinden Kindes, nicht nur des Augenlichtes beraubt zu sein, sondern auch, fern von den Seinen, in einer Anstalt erzogen zu werden. Georg sann auf Flucht. Als die andern durch das Gartentor der Anstalt traten, blieb er draussen, wie um sich den Schuh zu binden. Unbemerkt schlich er der Gartenmauer entlang bis zur Hauptstrasse. Wie sollte er aber den Bahnhof allein finden? Er lief und lief, hörte aber keinen Zug fahren. Endlich frug er einen Mann, der mit einem Wagen des Weges kam, nach dem erwünschten Ziele. Dieser nahm ihn freundlich mit und zeigte ihm sogar den Billetschalter. Georg verlangte ein Billet ins Engadin, der Direktor der Blindenanstalt bezahle es dann, fügte er bei. Der Beamte lächelte und hiess den Knaben sich setzen, bis die Fahrkarte für das Engadin gedruckt sei. Es ging nicht lange, so stürzten zwei halbblinde Knaben in die Schalterhalle, geradewegs auf Georg los. Sie wollten ihn in ihre Mitte nehmen und zurück in die Anstalt bringen, er aber wehrte sich mit Händen und Füssen. Die beiden Ka-

meraden wurden in die Flucht getrieben. Doch plötzlich fasste ihn eine starke Hand am Arm. Der Blindenlehrer sprach ihm freundlich zu und nahm ihn mit sich.

Im Schlafsaal der Knaben war es ruhig geworden. Nur von einem Bette her kam leises Schluchzen. Georg vergoss Heimwehtränen. Eine Lehrerin trat zum Bett und tröstete ihn, indem sie versicherte, dass sie ihn recht lieb habe. Beruhigt schlief der Knabe ein.

Um den kleinen Bündner zu zerstreuen, kaufte der Direktor zwei Zicklein. Die durfte er füttern und ins Freie führen. Den Geisslein widmete Georg seine ganze Sorge. Er träumte sogar nachts von ihnen. Ihnen vertraute er auch seinen Kummer an; denn sie mussten ihn sicherlich gut verstehen, kamen sie doch auch aus den Bergen.

Langsam lebte er sich in der Anstalt ein, machte gute Fortschritte in der Schule und im Handfertigkeitsunterricht. Mit den Leidensgenossen wurde Freundschaft geschlossen. Bei schlechtem Wetter baute er mit ihnen im Spielzimmer Schlösser und Burgen aus Bauklötzchen, beteiligte sich am Belagerungsspiel und Halma. Im Freien wurde um die Wette auf Stelzen gelaufen. Ein Ball, in welchem sich ein Glöcklein befand, fehlte auch nicht zum Spiel. Beim Soldatenspielen erhielt Georg bald den Hauptmannsgrad und den Ehrentitel Benedikt Fontana, weil er so schöne Holzsäbel und Schilde anfertigen konnte.

Die Blinden erklärten den Taubstummen, die ihren Tummelplatz auf der andern Seite des Hauses hatten, den Krieg. Hauptmann Fontana visitierte die Wachtposten im Wäldchen, welches zur Anstalt gehörte. Im Galopp ritt Oberst Lenzinger auf seinem Steckenpferd

daher. «Der Feind rückt heran, Sammlung auf der Wiese hinter dem Wald!» rief er. Die Streitmacht der Nichtsehenden machte sich kampfbereit. Die Halbblinden bildeten den rechten und linken Flügel. Die Kanone, ein Ofenrohr auf zwei Rädern, fuhr rasselnd auf. Oskar, ein dicker Knirps, erhielt den Befehl, die blinden Mädchen, welche das rote Kreuz bildeten, zu beschützen und auf seiner Mundharmonika das Lied: «Lasst hören aus alter Zeit», anzustimmen. Die Taubstummen brachen durch den Wald. Oberst Lenzinger gab Befehl, zum Angriff und sprengte mit seinem Steckenpferd gegen den Feind. August, der Fähnrich, folgte, trat aber unglücklicherweise auf den Stock des Steckenpferdes. Dieser brach entzwei. Oberst Lenzinger drehte sich um. Da stürzte sich Hauptmann Fontana auf ihn, in der Meinung, einen Feind vor sich zu haben. Beide kollerten zu Boden. Der Oberst schrie: «Dummer Kerl, das bin ja ich!» Georg wollte sich rasch erheben, aber da packten ihn zwei Taubstumme am Kragen. Er rief aus Leibeskräften: «Auf Bündner, heute oder nimmermehr!» und riss sich los. Die Blinden warfen sich mit Geschrei auf die Taubstummen. Oskar floh mit dem roten Kreuz, um Hilfe bei den Lehrerinnen zu holen. Nach kurzem Handgemenge, das einige Beulen kostete, zogen sich die Gehörlosen mit der eroberten Kanone und Fahne zurück. Oberst Lenzinger stand weinend auf der Wahlstatt. Lieschen, das allein als tapfere Samariterin zurückgeblieben war, tröstete ihn: «Komm Ernstli, ich will dem Steckenpferd einen Verband anlegen.»

Der Direktor befahl, dass Frieden geschlossen und abgerüstet werden müsse. Die Blinden stellten den

Friedensvertrag in Punktschrift und die Taubstummen in Kurrentschrift auf. Letztere mussten die geraubte Fahne zurückgeben, behielten aber die Kanone. Das schmerzte die blinden Helden und so begannen sie im Stillen zu rüsten. Eines Tages wurde der Friedenskontrakt zerrissen. Sie stürmten das Lager der Gehörlosen. Triumphierend brachte Hauptmann Fontana die Kanone in Sicherheit.

Um den letzten Flecken vom Schilde der Ehre zu tilgen, musste der dicke Oskar Sühne leisten, weil er mit den Mädchen geflohen war. Oskar war ein verwöhntes Mammabüblein, das zu Hause nicht einen Schritt allein gehen durfte und ganz verweichlicht wurde. Er hatte deswegen arg unter den Neckereien der Kameraden zu leiden. Zur Strafe für die Flucht trieben ihn die Buben die Kletterstange hinauf. Er wehrte sich, doch es half nichts. Jammernd und pustend ging es die Stange hinauf. Als er ein Stück oben war, begann er zu heulen. Er wagte sich nicht mehr weiter. Erst lachten die Kameraden, dann aber ergriff sie die Angst, Oskar könnte loslassen und hinunterstürzen. Georg kletterte behend empor, steckte ihm seinen Kopf zwischen die Beine und glitt mit ihm die Stange hinab.

Im nahen See durften die blinden Buben schwimmen lernen. Die Aelteren handhabten auch die Ruderstange. Im Winter schlittelten sie in der Umgebung der Anstalt, machten lustige Schneemänner und Eisburgen.

*

Rasch gingen für Georg die Jahre seines Anstaltslebens vorüber. Er wuchs zum schmucken Jüngling heran. Mit dem Schicksal der Blindheit hatte Georg sich

abgefunden und er sann nach, welchen geeigneten Beruf er wählen könnte. Da, eines Tages hielt ein Augenarzt eine Nachprüfung und entdeckte, dass die Kupfersplitter in Georgs Augen sich durch das Blut aufgelöst hatten. Ein operativer Eingriff konnte mit Sicherheit Heilung bringen. Der graue Star wurde künstlich erzeugt und gestochen.

Von Tag zu Tag lichteten die Nebel vor den Augen. In grösserer Entfernung erkannte er die Kameraden, wenn sie ihn in der Augenklinik besuchten. Wie sahen sie doch anders aus, als er sie sich vorgestellt hatte. Es tat ihm beinahe weh, ihnen sein Glück zu schildern. Sie aber drückten ihm erfreut die Hand.

Der Frühling war ins Land gezogen. Die Bäume blühten und die Wiesen grünten. Georg stand auf einer Anhöhe. Er schaute über den blauen See, auf dem weisse Segler fuhren, zum schneebedeckten Alpenkranz. Ein tiefes Dankesgefühl dem Schöpfer gegenüber, der seinem Auge wieder die Schönheit der Heimat geschenkt hatte, ergriff ihn. Auf ein Blatt Papier aber schrieb er mit grossen ungelenken Buchstaben: «Mutter, liebste Mutter, ich sehe wieder!»





Seppli wird blind!

In seinem Nachthemd lauschte Seppli am Schlüsselloch der Türe des Elternzimmers. Er hatte schon geschlafen, als ihn die Stimme des Vaters und das Schluchzen der Mutter weckten. Was mochten die Eltern haben? Als heute Abend silbern und golden der Weihnachtsbaum im Kerzenschein geglänzt und er freudvoll in die Hände geklatscht hatte, sass der Vater mit traurigem Gesicht im Lehnstuhl und lächelte nur trübe, wenn er, sein Seppli, ihm die schönen Sachen zeigte, welche Christkindlein gebracht hatte. — Doch, was sagte eben jetzt der Vater zur Mutter? «Unser lieber Bub wird unfehlbar blind. Hoffen wir aber, dass ihn ein Engel des Lichtes durchs dunkle Leben führe.» Nach diesen Worten schluchzte die Mutter heftig auf. Scheu floh der Kleine von der Türe weg und schlüpfte hinter den grossen Vorhang des Fensters. Nachdenklich wiederholte er: «Unser lieber Bub wird unfehlbar blind.» Das muss etwas Schreckliches sein, sonst würde die Mutter nicht so herzzerreissend weinen. Aber wie mag das wohl sein dieses «blind»? fragte sich der Knabe. Er blickte zum Fenster hinaus. Am Himmel funkelten die Sterne und wundersam glitzerte der Schnee auf dem Hausdach gegenüber. Seppli hielt beide Hände vor die Augen. Er spreizte die Fingerchen leicht auseinander und blickte zwischen hindurch. «So wird es vielleicht sein dieses «blind», murmelte er vor sich hin. Nun

fröstelte ihn aber. Er suchte sein Bett auf und schlief bald ein.

Als er am andern Morgen erwachte, blickte er in das Antlitz der Mutter, die sich über ihn beugte. «Mutter, ich habe einen schönen Traum gehabt», rief der Kleine. «Denke dir, ich war in einem dunkeln Wald und lief angsterfüllt zwischen grossen Bäumen durch. Plötzlich sah ich einen Tannenbaum, der mit leuchtenden Sternen geziert war. Auf der Spitze des Baumes stand ein Engel. Weisst du, einer, wie der auf unserm Weihnachtsbaum; nur war er viel schöner. Wie ich nun den Engel anschaute, wurde er grösser und grösser. Er breitete seine weissen Flügel aus und stand plötzlich neben mir. Der Tannenbaum war verschwunden. Der Engel aber nahm mich freundlich an der Hand und geleitete mich durch den finstern Wald. Anfangs vermochte ich nicht in sein lichtstrahlendes Antlitz zu schauen. Wie sich aber meine Augen an den Glanz gewöhnt hatten, sah ich, dass der Engel dir, liebe Mutter, glich und ich erwachte.»

Liebkosend strich die Mutter mit der Hand über den blonden Lockenkopf.

Während des Tages stellte sich der Knabe immer wieder die Frage: «Wie mag das wohl sein, wenn man blind ist?» Die Eltern wollte er nicht um eine Erklärung bitten, denn er fühlte, dass sie sich noch mehr betrüben würden. Da kam ihm ein Gedanke. Er hatte schon oft einem blinden Manne über einen belebten Platz geholfen. Dieser könnte ihm die gewünschte Auskunft geben.

Nach den Festtagen kam der Blinde, wie gewohnt, zu dem grossen Platze. Seppli schob seine kleine Hand in die grosse des Blinden und führte ihn sicher durch

den Verkehr. Als sie drüben waren, sagte der Kleine: «Ich komme heute noch ein Stück Wegs mit ihnen.» Der Nichtsehende nickte freundlich und fragte nach dem Namen seines kleinen Führers. Nachdem sie einige Minuten gegangen waren, begann Seppli: «Wie ist es, wenn man blind ist?» «Komm, wir sind gleich bei mir zu Hause, dann will ich es dir erklären», sagte der Nichtsehende. Sie gingen durch ein Gartentürchen zu einem kleinen Haus. Ein Mädchen eilte den Beiden entgegen. «Grüss Gott, Bruder! Hast du den Weg gut gefunden?» rief es. «Gewiss, besonders wenn man so einen geschickten Führer bei sich hat», antwortete er. Das Mädchen begrüsste Seppli und führte dann die Beiden die Treppe hinauf in die hübsche kleine Wohnstube. Sie teilte dem Bruder mit, dass er in der Musikschule am folgenden Tage zwei Klaviere zu stimmen habe. Als sie sich gesetzt hatten, begann der Blinde: «Mein lieber Seppli, ich erzähle dir nun eine kleine Geschichte von dem Blindsein:

«Einst lebte ein mächtiger König, dem gehörte ein grosses schönes Land mit gewaltigen Bergen, dunkeln Tannenwäldern, lieblichen Seen, grünen Wiesen und wogenden Kornfeldern, ja selbst Sonne, Mond und Sterne nannte er sein eigen. Stolz blickte der König bei Tag und bei Nacht von seinem Schloss auf das herrliche Reich. Da aber kam ein Feind, der ihm die Herrschaft streitig machte. Das Heer des Königs wurde besiegt. Der Feind nahm dem Fürsten alles weg, die Berge, die Seen, Wiesen und Wälder und liess ihn in ein dunkles Gefängnis werfen. «Siehst du, lieber Seppli», unterbrach der Blinde seine Erzählung, «jeder Mensch mit zwei gesunden Augen ist ein König. Ihm gehört der liebe

Blick aus den Augen der Seinen, für ihn leuchten die Sterne am Himmel und blühen farbenprächtig die Blumen. Mit seinen Augen beherrscht er Berg und Tal, sieht unnennbar viel Schönes. Frei und leicht bewegt man sich durch die Welt. Erlischt aber den Augen das Licht, dann ist man blind und arm wie der gefangene König; man hat ein grosses Reich verloren.»

«Was hat denn aber der König im Gefängnis getan?» forschte der Kleine. «Anfangs lehnte er sich wild gegen seinen Feind auf und stampfte mit dem Fusse. Nach und nach wurde er in seinem Gelass still und nachdenklich. An seinem Geiste liess er die Schönheiten seines einstigen Reiches vorüberziehen. Er betrachtete alles mit grosser Aufmerksamkeit. Jetzt erst kam ihm recht zum Bewusstsein, welch hehres Gut er besessen hatte und jetzt begann er an den weisen Schöpfer zu denken, der alles so wunderbar geschaffen hat. Wenn man ihm eine Blume ins Gefängnis brachte, betastete er sie mit tiefer Ehrfurcht. Er dachte an die Meisterhand, die sie gebildet hatte. Mit stiller innerer Freude genoss er die Früchte, die ihm gereicht wurden. «Wieviel Herrliches und Köstliches hat doch der liebe Gott für seine Menschenkinder geschaffen», sagte er sich stets. Er, der mit dem grossen Lande nicht zufrieden war, begann nun das kleinste Geschenk Gottes zu schätzen; er, der auf seinem wilden Pferde durch die Wiesen der Bauern geritten war, hatte nun eine tiefe Ehrfurcht vor allem Geschaffenen. Der König freute sich an jedem Gräslein und Blümlein, das man ihm brachte; denn in allem sah er einen Ausdruck der Liebe und Weisheit des Schöpfers. In seinem Gefängnis eroberte sich der Fürst ein neues Reich, das Reich des Guten, eine Armee von schönen

Gedanken. Im Besitze dieser Herrschaft war der König glücklicher, als er es je zuvor gewesen.»

«Aber Bruder», wandte die Schwester ein, «wie soll der kleine Knabe deine Erzählung verstehen.» «Doch, doch, ich habe es schon verstanden», sagte Seppli.

Der Blinde fuhr fort: «Wenn man blind geworden ist, dann darf man nicht verzweifeln oder sich wild gegen das Schicksal auflehnen, sondern man muss mit seinem Schicksal gleichsam Freundschaft schliessen. Es ist sehr wertvoll, wenn man schon viel gesehen hat, wenn man eine reiche Erinnerung in die Blindheitsnacht nehmen kann. Das hilft in stillen Stunden zu neuen Vorstellungen und hilft auch bei der Arbeit. «Dann muss ich also noch viel sehen, bevor ich blind werde», sagte Seppli. Der Blinde fuhr auf. «Was sagst du da? Wie kommst du dazu, so zu reden?» «Ich habe gehört, wie der Vater zur Mutter sagte: «Unser Bub wird blind, erwiderte der Kleine. Der nichtsehende Mann wurde bleich. «Nein, nein, du wirst gewiss nicht blind, lieber Seppli» sagte er mit zitternder Stimme. «Du hast den Vater nicht richtig verstanden», meinte die Schwester. «Aber sie haben doch so schön von dem Blindsein erzählt und nun machen sie ein erschrecktes Gesicht!» «Weisst, ein schweres Kreuz ist die Blindheit trotzdem. Es braucht viel Selbstüberwindung, um so glücklich zu werden, wie der König in seinem Gefängnis», sagte das Mädchen. Seppli dankte dem Blinden für seine Erklärung und nahm Abschied.

Von diesem Tage an bemühte sich der Knabe, noch recht viel zu sehen. Mit grösster Aufmerksamkeit folgte er in der Schule dem Unterricht. Von Zeit zu Zeit stieg er heimlich auf das flache Dach des Hauses, um

Ausblick zu halten, wie weit sein Feind noch entfernt sei. Die Hügel und Wälder über dem Rhein sah er nur noch als dunkle Streifen. Immer näher rückte ein grauer Nebel, der die grünen Wiesen am Flusse überzog. Je mehr das Gesicht abnahm, umso fieberhafter bemühte sich der Knabe, seine Kenntnisse zu erweitern. Einmal erwischte ihn ein Chauffeur unter seinem Auto in der Garage. Seppli besah mit einer Taschenlampe den Mechanismus des Wagens. Der Chauffeur glaubte, der Bub wolle etwas daran verderben, zog ihn unter dem Auto hervor und ohrfeigte ihn. Seppli liess sich dadurch nicht abschrecken. Schon am nächsten Tage stand er im Bureau einer grossen Maschinenfabrik und bat, man möchte ihm die Maschinen zeigen. Ein junger Ingenieur führte ihn in die Maschinenhalle und erklärte ihm die Maschinen. So bereicherte Seppli sich mit Gesichtseindrücken.

Das Beste aber, welches er mit in die Nacht der Blindheit nahm, war das gute Beispiel seiner leidenden und sterbenden Mutter. Ich traf ihn als jungen Mann nach Jahren im Blindenheim. Wir waren Zimmerkollegen. Ich erinnere mich, dass er oft unter furchtbaren Kopfschmerzen litt. Als er wieder einmal stöhnend auf seinem Bette lag, wollte ich ihn mit einigen Worten aufmuntern. Er entgegnete: «Meine Mutter hat mich leiden gelehrt. Sie gab mir das schönste Beispiel. Ihr will ich ein würdiger Sohn sein. Das Andenken an meine Mutter ist der lichte Stern, welcher mich durch das dunkle Erdental führt.»





Das taubblinde Mädchen!

Ein junger Mann im Touristengewand hatte die letzte Station der Bergbahn verlassen und wanderte frohgemut das enge Tal hinauf. Er war noch nicht lange gegangen, da überraschte ihn ein Regenschauer. Unter einer Wettertanne mit langen herabhängenden Aesten suchte er Zuflucht. Der Mann atmete mit vollen Zügen den würzigen Tannenduft ein. «Das ist etwas anderes, als dumpfe Schulstubenluft», murmelte er vor sich hin. Der Tourist hatte sein erstes Schuljahr als Lehrer hinter sich und wollte nun die Ferienzeit mit herrlichen Passwanderungen verbringen. Der Regen liess nach. Der Stock wurde wieder in die Hand genommen und frischen Schrittes ging's fürbass. Die Wolken hatten sich am Himmel verzogen und die Sonne sandte ihre letzten Strahlen auf die Berglandschaft. Wie bunte Kristalle leuchteten die Regentropfen an den Sträuchern und da und dort glänzte eine reife Erdbeere wie ein Rubin im Grase. Tief unten rauschte ein Bach.

Auf einer Anhöhe legte der Lehrer seinen Mantel auf einen grossen Stein und blickte versunken talabwärts. Schon kroch aus Wäldern und Schluchten die Dämmerung und über die zackigen Berggipfel zogen dunkle Wolken. Von fern her hörte man den Donner rollen. Da erwachte der Wanderer aus seinen Träumen. Hurtig sprang er auf und lief so rasch wie möglich den Berg hinan. Das Dörflein, welches wie ein Schwalbennest an

einem Wiesenhange klebte, musste vor dem Gewitter erreicht werden. Es wurde finsterer und das Unwetter rückte rasch näher. Die ersten schweren Tropfen fielen, aber da zeigte sich auch schon das rettende Dach eines kleinen Bauernhauses. Ein greller Blitzstrahl zuckte durch die Nacht. Ein mächtig krachender Donnerschlag folgte ihm und widerhallte von den Felswänden. Mit einem Ruck riss der junge Mann die Türe des Hauses auf und trat in die schwach erleuchtete Küche. Hinter ihm prasselte der Regen nieder. An einem Tisch des engen Raumes sass ein Mann und rauchte seine Pfeife. Den Kopf stützte er in beide Hände. Dem Lichte zunächst sah der Eintretende einen Jüngling, der ein altes Buch vor sich hatte. Am Herde stand die Bäuerin, eine Frau mit bleichem, abgehärmten Gesicht. Erstaunt blickten alle auf den Fremden. Dieser merkte, dass er in der Eile nicht angepocht hatte und entschuldigte sich. Er bat um ein Nachtlager auf dem Heu. Die Leute hiessen den Gast willkommen und der Bauer rückte ihm einen Stuhl zurecht. Ehe sich's der junge Mann versah, stand eine Tasse dampfenden Kaffees vor ihm. Das bunt bemalte Tongeschirr auf dem Tisch gefiel dem Heimatschutzfreund. Die Leute sprachen nichts. Der Bauer zog an seiner Pfeife und der Jüngling versenkte sich in sein Buch. Es war dem Gaste, als laste etwas Schweres auf den Gemütern der Leute. Durch ein kleines Fenster sah man hinaus in die Nacht. Das Unwetter tobte weiter. Der junge Lehrer suchte ein Gespräch anzuknüpfen, doch es wollte nicht recht gelingen. Plötzlich bewegte sich eine Gestalt in einer dunkeln Ecke der Küche und stiess unartikulierte Laute aus. Gespannt schaute der Fremde hin. Jetzt erhob sich etwas vom

Boden und schritt schwerfällig auf den Bauern zu. Im Lichtschein erkannte der Lehrer einen Mädchenkopf mit wild zerzaustem Haar. Den Körper bedeckte ein unförmiges Gewand. Anfangs wusste der Lehrer nicht, ob er da einen wirklichen Menschen oder ein Gespenst vor sich hatte. Er war bleich geworden. Die Bauersleute blieben vollständig ruhig, als ob nichts besonderes vorfiele. Der Jüngling blickte von seiner Lektüre auf und sah den Fremden mit einem forschenden Blick an. Das Antlitz der Frau nahm einen schwermutsvollen Ausdruck an. Der Hausvater streckte dem Mädchen seine Hände entgegen und zog es zu sich auf die Bank. Zufrieden lehnte sich die arme Kreatur an den Mann. Mit einem Seufzer wandte sich die Bäuerin an den Gast: «Es ist unsere Tochter. Die Unglückliche verlor als kleines Mädchen das Augenlicht und das Gehör. Mit den Jahren ist aus ihr infolgedessen ein so armes Geschöpf geworden.» Der junge Mann stammelte tief ergriffen einige Worte des Mitleids, doch es schien, man achte nicht darauf. Nach einiger Zeit nahm die Mutter das Mädchen zu sich und gab ihm zu essen und zu trinken. Hierauf brachte sie es in einen dunkeln Bretterverschlag neben der Küche.

Der Bauer zündete eine Laterne an und lud den Gast ein, ihm zu folgen. Sie traten ins Freie. Wie erlöst atmete der Lehrer auf. Es regnete, blitzte und donnerte immer noch. Rasch gingen die Beiden zu einer Scheune, die etwas weiter oben lag. Der Bauer öffnete das Scheunentor und wies dem Gaste einen Platz auf dem Heu an. Dann stellte er die Laterne hin, wünschte freundlich gute Nacht und ging ohne Licht ins Haus zurück.

Schlaflos lag der junge Mann auf seinem Lager. Im Geiste schaute er noch einmal alle Naturschönheiten, die er mit seinen Augen tagsüber genossen hatte. Ehrfurchtsvoll lauschte er der gewaltigen Symphonie, welche die tobenden Elemente draussen aufführten. Dann gedachte er wieder des soeben Erlebten. Er sah das Bild des armen Mädchens und der gedrückten Familie und eine innere Stimme mahnte ihn unaufhörlich: «Hilf, hilf!» Nein, er war doch nicht hier hinaufgestiegen, um menschliches Elend zu betrachten, sagte sich der Lehrer. Morgen sollte es weiter über grüne Matten und durch blühende Alpenrosenfelder gehen. Das Bild des armen Mädchens wird dann bald in die Vergessenheit untertauchen, tröstete er sich. Die innere Stimme rief jedoch ohne Unterlass: «Du musst helfen!» Endlich liess sich der Mann in Erwägungen ein, ob den Leuten geholfen werden könne. Er dachte an eine Anstalt, in die das Mädchen untergebracht und zu menschenwürdigem Dasein erzogen werden könnte. Morgen früh wollte er der Familie entsprechende Ratschläge geben. Nachdem dieser Entschluss gefasst war, schloss der Schlaf gnädig die müden Lider des jungen Mannes.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der Tourist erwachte. Auf seinem Gemüte lastete wie ein schwerer Traum das abendliche Erlebnis. Durch die Ritzen in den Scheunenwänden drang das frohe Licht des Tages und suchte die trüben Gedanken zu verscheuchen. Draussen unter dem blauen Himmel wurde es dem Lehrer leichter ums Herz. Hoffnung und Mut zu einem grossen Werke begannen ihn zu beseelen. Auf dem Weg zum Bauernhaus begegnete ihm der Jüngling.

Um seine Mundwinkel zuckte ein spöttisches Lächeln. Er machte sich wohl über den Spätaufsteher lustig. Der Jüngling grüsste und sagte, dass ein Krug mit Milch auf dem Küchentisch stehe. Der Fremde solle sich bedienen. Die Heugabel auf der Schulter, schritt der Bursche weiter.

Beinahe scheu öffnete der Lehrer die Haustüre. Forschend blickte er in der Küche nach der Ecke, wo sich der Bretterverschlag befand. Eine kleine Tür war dort zu sehen. Die Küche sah nicht mehr so düster aus wie am Abend vorher. Auf dem Tische stand ein blaubemalter Krug mit Milch. Der junge Mann setzte sich hin, blickte aber unverwandt nach der niederen Türe. Er erwartete, dass sie sich öffne, doch alles blieb still. Da trat er hinzu und drückte sachte auf die Klinke. Durch einen Spalt sah der Fremde das Mädchen. Es kauerte in einer Ecke des armseligen Raumes und presste den Mund an die Wand. Wahrscheinlich sog es durch eine Ritze die frische Morgenluft ein. Ein Laubsack und eine Decke lagen am Boden. Plötzlich drehte es sich der Türe zu. Es musste den leichten Luftzug gefühlt haben. Aus seinem Munde kamen unverständliche Laute. Rasch schloss der Lehrer die Türe und setzte sich wieder an den Tisch. Auf der Bank lag sein Rucksack. Die Wanderlust hatte ihn völlig verlassen. Er war fest entschlossen, noch einen Tag hierzubleiben; denn etwas musste für das Mädchen getan werden.

*

Von einer Wanderung in der Umgebung kehrte der junge Lehrer abends zu dem kleinen Bauernhaus zurück. Die Bäuerin sass müde auf einer Bank und schaute den

roten Wölkchen am Himmel nach. Wie zum Gebet gefaltet ruhten ihre Hände auf dem Schoss. Im Dörflein läutete die Abendglocke. Der Ankommende blieb einen Augenblick stehen und betrachtete die Frau. Dann trat er zu ihr hin. Sie lud ihn freundlich ein, Platz zu nehmen. Schweigend sassen sie eine Zeit lang nebeneinander. Darauf begann der Lehrer: «Frau, sie haben ein schweres Kreuz zu tragen. Ich möchte ihnen gerne helfen.» Die Bäuerin blickte den Sprechenden mit grossen verwunderten Augen an. «Helfen», flüsterte sie vor sich hin und ihr Gesicht nahm wieder den schwermutsvollen Ausdruck an. «Seit wann ist ihre Tochter krank, und wie kam es?» fragte der Lehrer. Die Bäuerin wischte sich eine Träne weg. Ohne eine Antwort zu geben, stand sie auf und trat ins Haus. Der Mann senkte den Kopf. Er fühlte, dass er die wundeste Stelle des Mutterherzens berührt hatte, doch es geschah aus ehrlicher Anteilnahme. Die Bäuerin hatte unter der Türe flüchtig den Kopf nach dem Fremden zurückgewandt. Sie sah das edle Gesicht und erkannte, dass er nicht einer von jenen war, die aus blosser Neugierde fragen. Die Worte «ich möchte ihnen gerne helfen», kamen gewiss von Herzen. Wenn es auch keine Hilfe für sie und ihr Leiden gab, den guten Willen des edlen Menschen durfte man nicht mit Füssen treten.

Nachdem sie das Abendbrot bereitet hatte, winkte sie den Gast herein. «Mein Mann und mein Sohn kommen erst gegen Mitternacht nach Hause. Auf einer Alp ist in der Nacht eine Kuh vom Steinschlag getroffen worden und musste getötet werden. Die Beiden helfen das Fleisch zu Tal bringen», erklärte die Frau. Die

Bäuerin wurde mitteilsam und ein Gespräch über Land und Leute bahnte sich zwischen den Beiden an.

Nach dem Abendbrot setzte sich der Fremde wieder auf die Bank vor dem Hause und die Frau gesellte sich, nachdem sie ihre Tochter gepflegt hatte, zu ihm. Rückhaltlos begann sie nun von dem Unglück ihres Kindes zu erzählen:

«Margrit war einst ein gesundes fröhliches Mädchen mit roten Wangen und blonden Haaren. Seine Augen waren blau, wie die Vergissmeinnicht in unsern Wiesen. Mit seinem sonnigen Gesicht und muntern Lachen trieb es jeden Schatten aus dem Hause. Dazu war es für sein Alter ausserordentlich verständig und geweckt. «Das Kind wird früh sterben», sagten die Nachbarsleute, «denn es ist zu gescheit für diese Welt.» Und wirklich schien es bald auch, der Herrgott wolle uns diesen Glücksstern wegnehmen. Ein schweres Kopfleiden überfiel das Kind. Wochenlang lag es im Fieber. Als das Mädchen wieder zu sich kam, tastete es mit den Händen um sich und gab keine richtige Antwort auf unsere Fragen. Wir merkten, dass das Kind weder sehen noch hören konnte. Doch trösteten wir uns, dass beides wieder kommen werde.

Unsicher schritt Margritli in der Stube umher. Eines Tages setzte ich das Kind ans Fenster. Die Frühlingssonne schien warm auf sein Köpfchen. Ich strich ihm liebkosend die blonden Locken aus der Stirne. Da streckte es seine Arme nach mir aus und rief: «Mutter zeige mir das Licht!» Ich drehte sein Gesicht der Sonne zu, doch es senkte wie nachsinnend den Kopf. Sein Gesichtsausdruck fragte: «Was ist mit mir geschehen?» Nach einer Weile tastete es mit dem Händchen wieder

nach mir. «Mutter, bin ich vielleicht gestorben? Nein, dann könnte ich ja den lieben Gott sehen und würde die Engelein singen hören. «Ja, du hast es mir gesagt.»

Die Frau hielt einen Augenblick in der Erzählung inne und seufzte schwer auf. Dann fuhr sie fort: «Ich brauche nicht zu schildern, wie mir das Leiden meines geliebten Kindes zu Herzen ging. Jeder Tag erhöhte meinen Schmerz. Oft setzten wir die Kleine unter den wilden Kirschbaum dort drüben. Sie tastete im Grase herum und pflückte Schlüsselblumen. Toni, der kleine Bruder und ich sassen neben ihr. Hie und da plauderte Margritli: «Es war schön, wisst ihr, damals, als ihr noch reden konntet.» Es legte sein Köpfchen auf den Boden, wie um zu lauschen. «Ja, damals plauderten auch das Bächlein im Gras und der Brunnen vor dem Hause. Jetzt sind sie still, alles ist ganz still», sagte das Kind. Einmal stand es plötzlich vom Boden auf und rief: «Sepp, warum jodelst du nicht mehr und warum hast du den Geissen die Glöcklein weggenommen?» Eine Weile stand das Kind hochaufgerichtet da und lauschte gespannt. Ach, es merkte nicht, dass es nicht mehr hörte und sah, sondern glaubte, die Umgebung sei still und dunkel geworden. Traurig liess es sich dann zurück in das Gras fallen. Das Brüderlein legte seine Arme um den Hals des Schwesterchen. Ihm war das Gebaren der Kleinen unverständlich. «Anton», begann das Mädchen wieder, «damals blühten viele Blumen in den Wiesen. Weisst du noch, wie ich mir schöne Kränzchen aus Vergissmeinnicht und Veilchen ins Haar flocht.» Ein Lächeln huschte über das Gesicht der Kleinen. Nach einer Weile aber begann sie herzzerreissend zu weinen

und auch der kleine Toni schluchzte mit dem Schwesterlein.»

Die Frau seufzte schwer auf und blickte wie hilfesuchend hinauf zum Himmel. Ueber einer Bergspitze standen zwei grosse leuchtende Sterne. «Ach, wenn man nur durch diese Sterne in den Himmel hineinsehen könnte, man würde sich leichter trösten können», sagte sie und erzählte weiter: «Einmal vertraute ich die liebe Kleine der Obhut ihres Brüderleins an. «Komm Toni, rief es, «wir wollen weit fort springen. Vielleicht finden wir dann wieder Blumen und hören die Vöglein pfeifen. Der Knabe reichte dem Schwesterlein die Hand und dann eilten die Beiden den Berg hinunter. Zufällig schaute ich zum Fenster hinaus und bemerkte die kleinen Flüchtlinge. Schon verschwanden sie im Walde. Eilig lief ich ihnen nach. Beim Walde angekommen, rief ich, doch keine Antwort kam zurück. «Toni, Toni, ums Himmelswillen, wo bist du?» Ich rannte durch den Wald; herabhängende Aeste schlugen mir ins Gesicht und die Kleider zerrissen an Dornbüschen. Halberschöpft lehnte ich mich einen Augenblick an eine Tanne und lauschte. Nichts war zu hören. Die furchtbare Angst, die Kleinen könnten verunglücken, trieb mich wieder vorwärts. Endlich fand ich die Kinder in einer Lichtung. Das Mädchen sass im Moos und lehnte sein Köpfchen an einen Baumstumpf. «Komm Margritli, wir gehen noch weiter», hörte ich den Knaben sagen. Erschreckt wich der Bub zurück, als ich in die Waldlichtung stürzte. «Mutter, wie siehst du aus», rief er. Ich nahm mein armes Kind auf die Arme und herzte es. Dann kehrten wir zurück. Toni hielt sich an meinem Rock und rief immerfort: «Margritli hat halt fort

gewollt. Ich wollte es zu den Zwerglein im Walde führen. Weisst Mutter, zu den Zwerglein, die ein Wunderkräutlein haben. Du hast uns ja davon erzählt.» Das Mädchen summte auf meinem Arm ein Liedchen. Bald jedoch lehnte es sich fester an mich und flüsterte: «Jetzt singe ich nicht mehr, es bleibt doch alles still und dunkel.» Die Kleine weinte. Mir war es, als würde jedes Wort mit eisernem Griffel in mein Herz geschrieben. In der Brust pochte es rasend. Der Atem wollte mir versagen. Ich musste mich mit meiner Last hinsetzen. Verzweiflungsvoll schrie ich: «Lieber Herrgott, suche mich heim mit schwerem Leid, doch meinem Kinde gib wieder Licht und Klang!»

Als ich Margritli diesen Abend zur Ruhe legte, richtete es sich wie immer in seinem Bette auf und sprach sein Gebetchen. Heute wandte es sich gegen das kleine Fenster, durch das man den sternbesäten Himmel sehen konnte. Die Lage des Fensters kannte das Kind aus der Erinnerung. «Lieber Vater im Himmel», flehte es, «zünde doch wieder die kleinen Lichtlein am Himmel an. Margritli wird dann eine grosse Freude haben.» Flehend hielt es die Arme ausgestreckt. Da trat mein Mann ins Zimmer und nahm sein unglückliches Töchterchen in seine Arme. An der Brust des Vaters schlief es bald ein.

Wochen und Monate vergingen, ohne dass sich der Zustand besserte, ja unsere Lage wurde immer trostloser. Auf das Kindergesicht legten sich dunkle Schatten. Nacht und Schweigen prägten sich in das Antlitz. Selten sprach das Mädchen ein Wort, seltener noch sang es ein Liedchen. Die Tage wurden trüb. Wiesen und Weiden kahl. Der Wind rüttelte an unserem Hause.

Wie in Schmerz begraben, sass ich oft mit meiner Arbeit am Fenster. Eines Tages geschah dann das Furchtbare. Margritli fasste mich mit beiden Händen am Arm. Das trübe Herbstwetter musste von besonders drückendem Einfluss auf das Kind sein. Es flehte, indem es mich liebkoste: «Mutter, zeige mir das Licht!» Seine Bitte wurde immer eindringlicher und ging zuletzt in ein stürmisches Verlangen und wildes Schreien über. «Mutter zeige mir das Licht! Böse Mutter, du willst mir das Licht nicht zeigen.» Das Mädchen begann sogar die geballten Fäustchen gegen mich zu erheben. Die Verzweiflung packte mich. Ich schrie und weinte laut auf. Der Vater nahm das tobende Kind in seine starken Arme. Langsam wurde es ruhiger. Doch diese Szenen wiederholten sich täglich in immer schärferem Ausmasse. Die Kleine zerriss die Kleider und die Wäsche.» Der Lehrer unterbrach die Frau: «Die Seele des Kindes konnte sich nicht mehr mitteilen und nicht mehr empfangen, deshalb lehnte sie sich so wild auf.» «Ja, ja, das muss so sein», sagte die Bäuerin. «Leider blieb uns nichts anderes übrig, als das immer mehr tobende Mädchen in den Bretterverschlag neben der Küche zu sperren. Der Herr Pfarrer beschwor uns oft, das Mädchen in eine Anstalt zu geben. Man könne gewiss noch etwas aus ihm machen, behauptete er. Keine Beschwörung und Drohung, das Kind zwangsweise wegzunehmen, konnte uns bewegen, es fortziehen zu lassen. Nein, so ein hilfloses Kind darf eine Mutter nicht fremden Händen übergeben; nein, tausendmal nein.»

Aus der Höhe vernahm man einen Ruf. Er eilte von Fels zu Fels und erstarb dann langsam in der nächtlichen Stille. «Unsere Männer kehren heim», sagte

die Bäuerin und eilte ins Haus, um das Nachtessen bereit zu machen.

*

Am folgenden Morgen trat der junge Lehrer in das Verliess des taubblinden Mädchens. Es sass regungslos auf seinem Lager. Beim Anblick des armen Geschöpfes rannen dem Manne die Tränen über die Wangen. «Dies war einst Margritli mit dem rotwangigen sonnigen Gesicht.» Sachte fasste er die Hände des Mädchens. Anfänglich verharrte es völlig teilnahmslos. Der Lehrer gab ihm ein Stück Schokolade in die Hand und führte ihm dieselbe zum Mund. Es kostete die Süssigkeit und betastete den Geber. Dieser hatte sich herabgeneigt. Das Mädchen fuhr mit der Hand über sein Gesicht, über Schultern und Hände. Mit besonderer Aufmerksamkeit befühlte es einen Ring, den der Lehrer an einem Finger hatte. Er streifte den Ring vom Finger und gab ihn dem Mädchen in die Hand. Dieses hatte ein sichtbares Wohlgefallen an dem Schmuckstück und weigerte sich, es wieder zurück zu geben. Krampfhaft hielt es den Ring in der geschlossenen Hand. Nun geriet der junge Mann in Verlegenheit. Der Ring war ein Andenken an seine verstorbene Mutter.

Die Bäuerin erschien in der Küche und war nicht wenig erstaunt, den Fremden bei ihrer Tochter zu finden. Sie wollte dem Mädchen den Ring sanft aus der Hand nehmen. Dieses wehrte sich jedoch und geriet in Zorn. Dem Gast war der Vorfall peinlich. «So lassen sie ihm vorläufig den Ring», rief er. «Er soll ein Zeichen treuer Anteilnahme sein. Ich werde nicht ruhen, bis das Mädchen wieder ein menschenwürdiges Dasein führen kann.»

Noch an demselben Tage reiste der Lehrer talwärts. In einer grössern Stadt sprach er bei einer Blindenlehrerin vor und erkundigte sich über die Erziehungsmöglichkeit vernachlässigter, taubblinder Kinder. Diese stellte dem Lehrer einen jungen licht- und gehörlosen Mann vor, mit welchem sie sich mittelst eines Tastalphabetes unterhielt. Dabei schrieb sie dem Dreisinnigen die verschiedenen Zeichen in die Hand. «Herr Lehrer, geben sie acht, wir werden im dunkel-stillen Verliess ihres Schützlings ein Fensterlein anbringen. Durch den Tastsinn lässt sich der Weg zur tiefbegrabenen Seele finden», sagte das Fräulein. Das Antlitz des Lehrers strahlte vor Freude.

Die Blindenlehrerin erwirkte in einer Anstalt einen Platz für das Mädchen. Es galt nun, den harten Widerstand, welchen die Eltern einer Trennung von ihrem Kinde entgegenbrachten, zu besiegen. Das Fräulein anerbot sich, mit dem Lehrer die Leute aufzusuchen und das Mädchen dann mitzunehmen.

*

Nach schwerem Kampfe gelang es den Beiden, die Eltern für ihren Plan zu gewinnen. Die Mutter wollte ihr Kind begleiten, um die neue Umgebung ihrer Tochter kennen zu lernen. Die Gesellschaft fuhr in einer kleinen Postkutsche bis zur nächsten Bahnstation. Der Bauer schaute ihr lange nach, wischte sich dann mit der Hand über die Augen und ging in die Scheune.

Das taubblinde Mädchen hielt sich an der Mutter fest. Eine grosse Angst malte sich in seinen Zügen. Es wusste ja nicht, was mit ihm geschah.

Durch den blauen Aether flogen weisse Wölkchen und krönten die zackigen Bergspitzen. Die Tannenwipfel bewegten sich im Winde auf und nieder. Bei einer starken Kurve des Weges sah man hinunter auf einen tiefblauen See und schmucke Dörfer. Das Fräulein in der Postkutsche genoss einige Augenblicke die schöne Aussicht; dann aber schüttelte es wie abwehrend den Kopf. Täglich verkehrte die Blindenlehrerin mit Menschen, die kein froher Lichtstrahl beglückte. Wie gerne hätte sie diesen etwas von der Schönheit der Bergwelt mitgebracht. Ihr edles Herz blutete bei dem Gedanken an die Entbehrungen ihrer blinden Freunde, und doch waren diese noch glücklicher als das arme Mädchen.

In der Bahn überliess die Frau einen Augenblick das Mädchen ihren Reisegefährten, um von ihrem Sohn, der sie bis hieher begleitet hatte, Abschied zu nehmen. Da begann sich Margrit wild zu gebärden. Sie schlug und zerkratzte dem Lehrer und der Lehrerin das Gesicht. Auch als die Mutter wieder neben ihr Platz nahm, wollte sie sich nicht beruhigen. Die Fahrgäste legten der Störung wegen Klage beim Zugführer ein. Der Lehrer erklärte ihnen freundlich den Fall, und als trotzdem noch einer brummte, stieg ihm das Blut ins Gesicht. «Es ist himmeltraurig, dass sie nicht mehr Verständnis für solch' ein armes Geschöpf haben», rief er. Der Angeredete schwieg. Als er bei der nächsten Station das Abteil verliess, drückte er dem Lehrer ein Goldstück in die Hand und sagte: «Machen sie damit dem Mädchen eine Freude.»

Margrit hielt die Mutter krampfhaft umschlungen und wurde nach und nach etwas ruhiger. Mit Sehnsucht erwarteten die Begleiter das Ziel der Reise.

Mit ernster Besorgnis sah der Lehrer der Trennung von Mutter und Tochter entgegen und mit Recht. Ueber die Schwelle der Anstalt mussten sie Margrit tragen. Sie wehrte sich wie eine Verzweifelte. Man ging sogleich in das Zimmer, welches die Taubblinde mit einer Lehrerin der Anstalt bewohnen sollte. Letztere suchte mit Liebkosungen und Süssigkeiten das Vertrauen ihrer neuen Schülerin zu gewinnen, doch alles war umsonst. Margrit liess die Mutter keinen Augenblick los und wehrte jede Annäherung anderer ab. Es blieb der Frau nichts anderes übrig, als sich mit Gewalt loszureissen und durch die offene Türe zu entfliehen. Der Lehrer schloss die Türe, ehe Margrit folgen konnte. Diese fühlte sich überlistet und rannte wie wahnsinnig durch das Zimmer und den Wänden entlang. Sie stiess an die Möbel und fiel über Stühle, stand wieder vom Boden auf und tobte weiter. Draussen musste der Lehrer die Mutter festhalten damit sie nicht wieder hineinging. Endlich sank das Mädchen erschöpft zu Boden. Die Lehrerin brachte es zu Bett und bald nahm ein tiefer Schlaf das arme Geschöpf erbarmungsreich in seine Arme. Leise konnte ihm nun die Mutter den Abschiedskuss geben.

Während der ersten Wochen und Monate bereitete die Schülerin ihrer Lehrerin unsagbar viel Sorgen und Mühe. Oft wollte sie die Gelduld und der Glaube an einen Erfolg verlassen, aber immer raffte sie sich wieder auf. Margrit musste sich in die Anstalt einleben, ihre neue Umgebung kennen lernen und viele üble Gewohnheiten ablegen. Nach und nach lernte sie allein im Zimmer und Hause umhergehen und gesittet die Mahlzeiten einnehmen. Auf ganz seltsame Weise wurde ihr mittelst eines Fingeralphabetes das erste Wort beige-

bracht. Das Mädchen hatte immer noch den Ring des Lehrers in seinem Besitz und hütete ihn mit ängstlicher Sorge. Eines Abends nun nahm die Erzieherin denselben unversehens der Taubblinden weg. Am Morgen suchte diese aufgeregt nach dem Kleinod. Die Lehrerin trat hinzu und machte mit der Hand die Zeichen R-i-n-g. Das taubblinde Mädchen musste die Hand befühlen, wusste jedoch nicht, was das zu bedeuten hatte. Die Erzieherin gab ihm den Ring und wiederholte jeden Morgen die gleiche Handlung. Als sich nun Margrit eines Tages vom Lager erhob und den Ring wieder nicht fand, formte sie selbst mit der Hand die entsprechenden Zeichen und erhielt sogleich das Gewünschte. Jetzt hatte das Mädchen begriffen, dass man mit der Hand sprechen konnte. Rasch lernte es Wort für Wort. Die Verständigungsmöglichkeit nahm allmählich zu. Das Fensterlein ins dunkel-stille Verliess öffnete sich. Es gelang der Erzieherin durch aufopferungsvolle Arbeit die dunkeln Schleier, welche die zehn Jahre der Vereinsamung um den Geist des Kindes gewoben hatten, wegzunehmen. Die Erinnerung und die Vorstellungsfähigkeit erwachten wieder. Die dunkeln Schatten flohen immer mehr vom Gesichte des Mädchens und wie Sonnenschein durch leichte Wolken grüsste die Erzieherin ein freundliches und zufriedenes Lächeln. Margrit lernte auch wieder sprechen und verstand sogar von Mund und Kehle der Lehrerin die Worte abzulesen. Erzieherin und Schülerin waren zwei unzertrennliche Wesen geworden. Eines Sonntags wollte Erstere eine kranke Freundin im Spital besuchen und Margrit sollte sie begleiten. Diese erkundigte sich vorerst, ob keine Ansteckungsgefahr zu befürchten sei. Die Lehrerin

erzählte den Vorfall ihrer kranken Freundin. Margrit hielt den Finger auf die Lippen ihrer Beschützerin und verstand das Gespräch. «Aber Fräulein, so etwas sagt man einer Kranken nicht; es könnte ihr wehe tun», flüsterte sie.

Als die Eltern wieder einmal nach längerer Zeit auf Besuch kamen, kannten sie ihre hübsch gekleidete und gepflegte Tochter fast nicht mehr. Sie vergossen Freudentränen und bereuten nun auch ihre blinde Liebe, die sie solange abgehalten hatte, ihr Kind in die Anstalt zu geben. Margrit fuhr ihnen mit den zarten Händen über das Gesicht und erkannte sie sogleich. Ihre Freude kannte keine Grenzen. Anton sandte seiner Schwester einen grossen Alpenrosenstrauss. Margrit betastete sorgsam die Blumen und vergrub ihr Antlitz darin. In dieser Stellung verharrte das Mädchen lange regungslos. Von seiner Stirne ging es wie ein Leuchten aus. Die Taubblinde blickte in die Kinderzeit zurück und schaute im Geiste ihr kleines Vaterhaus in den blumenbesäten grünen Matten. «Mutter», begann Margrit, als sie den Kopf wieder erhob, «es war schön, als ich noch ein kleines Mädchen war, aber in der Ewigkeit wird es dann noch schöner sein. Die liebe Lehrerin hat mich gelehrt, dass Gott weise und gut ist. Sie hat in meinem Herzen ein Licht angezündet, das mich zufrieden und glücklich macht.»

Tiefergriffen umarmte die Mutter ihre Tochter und drückte der Erzieherin voll Dankbarkeit die Hand.

*

Leider war die Gesundheit des Mädchens sehr schwach, und schon nach wenigen Jahren stellte sich

ein Lungenleiden ein. Alles Erdenkliche wurde zur Heilung der Krankheit getan, doch es war umsonst. Die Hände wurden durchsichtig und die Wangen fielen ein. Je hinfälliger jedoch der Leib wurde, desto heller erstrahlte das Licht der Seele. Eine wundersame Andacht verklärte oft das Antlitz des taubblinden Mädchens. Die Anwesenden wurden von Ehrfurcht ergriffen; denn es war, als sei Gott der Beterin sichtbar nahe.

Der letzte Tag für die Heldin war herangerückt. Tiefes Schweigen herrschte im ganzen Hause. Die Trauer huschte durch die Gänge, in die Arbeitsräume und hinaus in den Garten. Margrit war in der Anstalt wie eine kostbare Pflanze gehegt und gepflegt worden. Alle hatten ihr freudig gedient und dafür beglückende Liebe empfangen. Niemand ging von ihr, ohne ein Blümlein innerer Freude mitbekommen zu haben.

Der Lehrer, des Mädchens treuer Freund, kam, um Abschied zu nehmen. Mit Herzlichkeit ergriff die Sterbende seine Hand und gab ihm mit einem glücklichen Lächeln den Ring zurück.





Das blinde Vreneli

Das blinde Vreneli weilte zu Hause in den Ferien. Das war jedesmal für Eltern und Geschwister eine frohe Zeit. Das Mädchen sang wie ein Vöglein von morgens bis abends. Den Vater überhäufte es mit lieben Worten und der Mutter nahm es Besen und Putzlappen aus den Händen, kehrte und fegte, dass es nur so eine Art hatte. Den Buben stopfte Vreneli die grossen Löcher in den Strümpfen und strickte ihnen neue für den Winter. Das blinde Mädchen war der Sonnenschein im Hause und man bedauerte, dass es während einer langen Zeit des Jahres abwesend in einer Blindenanstalt sein musste, um etwas zu erlernen.

Damit Vreneli die frische Bergluft recht geniessen konnte, machten die Geschwister mit ihm grosse Spaziergänge. Eines Tages wollte der Kleinste den Führer spielen. Stolz erklärte er dem Schwesterlein, wie brav und geschickt er es geleiten könne. Wirklich, anfangs machte Jakobli die Nichtsehende auf jedes Steinlein und Gräblein aufmerksam, nach und nach verlor er aber die Ausdauer, wie es bei Kindern geht. Bald liess er die Schwester stehen, schlüpfte unter einem Zaun durch, pflückte blaue Glockenblumen, kletterte einen Wiesenhang hinauf und warf von dort seinem Schwesterchen einen Strauss Margeriten zu. Dieses lächelte und mahnte den Kleinen, es wieder treu zu führen. Doch nach einigen Minuten lenkte ein Schmetterling seine Auf-

merksamkeit auf sich. Ueber Stock und Stein jagte er dem Sommervogel nach und brachte ihn endlich gefangen seinem Vreneli. Dieses hatte jedoch keine Freude an der Jagdbeute des Brüderleins. «Lass ihn wieder fliegen! Komm, wir setzen uns an den Waldrand und ich erzähle dir ein Geschichtlein.» Jakobli setzte sich nahe zu seiner Schwester. Vreneli begann: «An einem wunderschönen Frühlingstage schlüpfte ein prachtvoller Schmetterling aus dem Häuslein, das er während des Winters bewohnt hatte. Fröhlich flog er von Blume zu Blume, wiegte sich zierlich auf den duftenden Blütenkronen und trank süssen Nektar. Als die Sonne unterging, breitete der Schmetterling noch einmal seine buntschimmernden Flügel aus und durchsegelte die Lüfte und liess sich dann sanft hinabgleiten, um sich unter den schützenden Blättern einer grossen weissen Blume schlafen zu legen. Dort träumte er von der Herrlichkeit des vergangenen Tages. «Ja, können Schmetterlinge auch träumen?» unterbrach Jakobli die Schwester. «Nicht alle, aber dieser konnte es, weil er ein besonderer Schmetterling war», erklärte Vreneli. Dann fuhr es fort: «Es wurde Mitternacht, am Himmel lachte der runde Mond und im nahen Wald riefen die Käuzlein einander neckische Laute zu. Da erwachte der Schmetterling und horchte auf. Die Neugierde, wie wohl die Nacht aussehe, begann ihn zu versuchen. Die weisse Blume, welche sorgsam den kleinen Gast bewachte, erriet seine Gedanken. Sie flüsterte ihm leise zu: «Schlafe, lass dich nicht hinaus in die Nacht locken. Dir hat der liebe Gott nicht ein warmes Sammtmäntelchen gegeben, wie deinem Brüderlein, dem Nachtfalter. Die feuchte Nachtluft würde deine zarten Flügel ver-

derben. Träume, lieber Schmetterling, von der goldenen Sonne, vom frohen Licht des Tages und morgen wirst du wieder glücklich sein!» Doch der Sommervogel hörte nicht auf die Mahnung der Blume. Er streckte sein Köpfchen zwischen den Blättern durch, blickte den silberleuchtenden Mond an, der ihm freundlich entgegenlachte. «O weh», seufzte die Blume, als sie merkte, wie der Schmetterling seine Flügel entfaltete und sich in die Luft erhob. Er flog immer höher dem Monde zu. Auf seine zarten Flügel legte sich der Tau, sie wurden schwer und erlahmten.» «Und dann ist er hinunter gefallen», wollte der Kleine kurz die Geschichte schliessen. «Ja, dann ist er hinunter gefallen», bestätigte Vreneli. «Am andern Morgen stieg die Sonne majestätisch schön hinter den Bergen auf und blickte mit leuchtendem Auge über Wälder und Wiesen. Das sah sie, wie eine weisse Blume traurig den Kopf senkte und ein lichtfunkelndes Tautröpfchen auf einen toten Schmetterling fiel.» Nachdencklich sagte Jakobli: «er hätte halt eben der Blume gehorchen sollen.» «Ja, merke es dir, dass es auch allen Buben, die nicht folgsam sind, übel ergeht», erwiderte die Schwester. «Hast du der Mutter etwa auch nicht gehorcht, dass du mit deinen Augen nichts siehst», forschte der Kleine. «Nein, Jakobli, meine Augen erloschen, als ich noch ein kleines Kindlein war.»

Die Beiden setzten ihren Spaziergang fort. Jakobli machte Miene, gehorchen zu wollen, da lenkte ihn eine grosse Heuschrecke, die über den Weg sprang, wieder von seinem Führeramte ab. Ehe Vreneli sich versah, war der Kleine weg und verfolgte die Heuschrecke. Mutig wollte er über ein Bächlein hinwegsetzen, aber

platsch, da lag er im Wasser und schrie aus Leibeskräften. Das blinde Mädchen suchte mit dem Stock den Weg zum Bächlein. Es gelang ihm, dem Kleinen aus dem Wasser zu helfen, dabei wurden seine Schuhe und Strümpfe nass. Erst schüttelte Vreneli einmal ordentlich den Knaben. Dieser heulte: «Muss ich jetzt sterben, wie der Schmetterling?» «Das nicht, aber schnell mit mir heimlaufen», sagte die Schwester kurz. Das Schnelllaufen wollte jedoch nicht recht von statten gehen, Jakobli stand immer wieder still, schaute weinend seine nassen Kleider und Schuhe an. Da griff Vreneli zu einer List. «Komm, du bist mein Rösslein.» Das imponierte dem Kleinen. Stampfend und schnaubend hielt er sich am Stock der Blinden und trabte dem Dorfe zu. Schon hatte er sein Unglück beinahe vergessen, da schlug die Mutter vor der Haustüre die Hände zusammen und rief: «Wohl, da hast du einen prächtigen Führer gehabt, Vreneli!»

Inhalts-Verzeichnis



